

Holger Karsten Schmidt

Kiepenheuer & Witsch

Roman

ISENHART



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC®-N021512

1. Auflage 2012

© 2011, 2012, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Rudolf Linn, Köln

Umschlagmotiv: © Rudolf Linn, Köln, unter Verwendung eines Motivs von Anyka – Fotolia.com

Gesetzt aus der Aldus und der Ramo Caps


Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-462-04439-3

1.

ANNO DOMINI 1171

igimund von Laurin, Fürst und Herrscher über die Ländereien derer von Laurin, hatte ihnen untersagt, jemals ein Wort über die Begebenheit zu verlieren, die sich im Winter 1171 in ihrer Mitte ereignet hatte.

Er stand in ihrer armseligen Hütte, von Hühnern und Schafen beglotzt, ein Herr mit einem ebenmäßigen Antlitz und Gewändern, die nicht nach Rauch und Mist rochen, sondern noch den Duft eines Bratens mit sich trugen. Reh vielleicht, aber diesen Geruch hatte Irmgard nur einmal in ihrem Leben aufschnappen können. Das war viele Jahre her, und so war sie sich nicht ganz sicher.

»Niemals«, befahl Sigimund von Laurin, »verlierst du oder deine Tochter auch nur ein Wort über den Fremden.«

In seiner Stimme schwang keine Drohung mit, daran konnte sie sich am besten erinnern, weil es sie am meisten beeindruckte. Der Herr stellte es einfach fest, während sein klarer Blick in ihrem ruhte. Sie und Therese beeilten sich zu nicken.

Irmgard ahnte, dass der Fremde für Sigimund von Laurin gar kein Fremder war.

Woher der Mann gekommen war, hatte Irmgard nicht sagen können. Für sie und ihre störrische Tochter Therese, die ihr bei ihren Hebammendiensten zur Hand ging und im Sommer einen armen Bauern heiraten würde, obwohl sie von Landwirtschaft so viel verstand wie eine Haselnuss, kam er sprichwörtlich aus dem Nichts.

Sie wuschen Loretta, die Tote, als es passierte. Vor der Hütte hat-

te sich eine Handvoll Bewohner der kleinen Siedlung versammelt, zumeist Frauen und Kinder. Einige, die in die Hütte schauen und einen Blick auf das blasse Gesicht der jungen, toten Frau erhaschen konnten, bekreuzigten sich. Sie steckten die Köpfe zusammen und tuschelten.

»Soll ich den Bastard waschen?«, fragte Therese. Die Stimme ihrer Tochter war frei von jedem Eifer.

Irmgard schüttelte den Kopf. Nur Augenblicke zuvor hatten sie den Säugling aus Loretas totem Schoß geborgen, um auch dessen Tod festzustellen. Die Nabelschnur hatte ihn erwürgt, bevor er das Licht dieser Welt erblicken konnte. Sie hatten das Bündel auf den Haufen voller blutiger Decken geworfen, von dem sich sein blau angelaufener Kopf fast unheimlich abhob.

»Wer seid Ihr?«, hörten sie aufgeregte Stimmen von draußen.

»Kein Diener des Herrn«, erwiderte ein Mann.

Dann erstarb das Tuscheln. Jemand trat in das Licht, das die Sonne durch den Eingang in die Hütte warf, die ansonsten keine Öffnung nach draußen aufwies, sodass im Inneren ein stetes Halbdunkel herrschte. Lediglich eine kleine Feuerstelle warf tanzende Schatten an die Wände.

Irmgard und Therese schauten auf die Gestalt im Eingang. Der Mann verharrte dort, damit sich seine Augen an die Lichtverhältnisse gewöhnen konnten. Kurz nur, dann trat er ganz ein. Er trug einen schmutzigen grauen Umhang, der von Rissen und Mottenlöchern durchzogen war. Die nackten Füße des Mannes steckten in Ledersandalen, sein Gesicht wurde nicht von dem struppigen grauen Bart dominiert, sondern von einem Paar strahlend heller Augen. Seine Hände waren schmutzig, er war mager, aber sehnig. Irmgard spürte seine Kraft, als er an das Lager aus Stroh und Tuch trat, auf dem Loretta lag.

»Sie ist tot«, stellte er fest.

»Ja«, antwortete Irmgard, die nun ihre Fassung wiedererlangte, »was wollt Ihr?«

Der Fremde bedachte sie nur mit einem kurzen Blick. Im Nu war er bei der Feuerstelle, griff einen brennenden Scheit und hielt ihn

über die Tote. Seine Augen wanderten forschend über ihr Gesicht, dann nickte er sich kaum merklich selbst zu.

»Was ist passiert?«

»Sie ist verblutet«, antwortete Therese. Sie hatte sich unwillkürlich geduckt.

»Und das Kind?«, fragte der Fremde drängend. Irmgard spürte, wie sich die kleinen Härchen auf ihrem Unterarm aufrichteten. Therese sah zum Ausgang und bemaß die Chance, ihn ungehindert zu erreichen.

»Das Kind«, sagte der Mann jetzt eindringlich. Er hatte sich zu Irmgard hinabgebeugt, sodass ihre Gesichter keine Armeslänge voneinander entfernt waren.

Irmgard deutete mit dem Kopf in die Richtung des toten Säuglings. »Tot seit der fünften Stunde. Es ist an der Nabelschnur erstickt.«

Sofort trat der Fremde zu den blutverschmierten Tüchern, in denen der tote Säugling mit der blauen Haut lag. Eilig packte er das kleine Bündel Mensch, hob es hoch und betrachtete es rasch im Schein des Scheits, den er nun fallen ließ. Trotz des fehlenden Lichts konnte Irmgard genau sehen, was sich dann ereignete.

Der Fremde hob den Kopf des toten Säuglings zu sich heran, presste seine Lippen auf die des Kindes und atmete aus. Irmgard schluckte. Was, in Gottes Namen, spielte sich da ab?

Ihre Tochter Therese huschte auf leisen Sohlen hinaus, ohne sich nach ihrer Mutter umzuschauen. Der Mann wiederholte die merkwürdige Prozedur, dann schrie der Säugling auf, und das Schreien wurde zu einem Wimmern. Irmgard glaubte, ein kurzes Lächeln über das Gesicht des Fremden gleiten zu sehen, der jetzt zu ihr trat.

»Das ist Hexerei«, brachte Irmgard hervor. Um nichts in der Welt wollte sie bei diesem Mann und dem untoten Kind bleiben. Aber ihre Knie waren weich geworden. Sie fand sich unfähig, auch nur aufzustehen.

»Er hat ein totes Kind zum Leben erweckt!«, rief draußen eine Frau, deren Stimme Irmgard ihrer Tochter zuordnete; Thereses Entsetzen war unüberhörbar. Vor der Hütte entstand Bewegung.

Den Fremden kümmerte der Aufruhr nicht. Er ging vor Irmgard in die Hocke, sein Blick nahm sie gefangen. Er hielt ihr das schreiende Bündel entgegen. »Nimm es und säug es.«

Irmgard wollte dem Mann nicht in die Augen schauen, sie warf einen Blick auf das Kind, dessen Gesichtshaut noch immer blau angelaufen war. Es war tot gewesen. Sie und ihre Tochter hatten es gesehen. Mehr noch: Sie hatten abwechselnd ihre Hand auf den Brustkorb des Säuglings gelegt und nichts von dieser kleinen, typischen Erschütterung gespürt, die das Herz üblicherweise verursachte.

Jede Faser ihres Körpers sträubte sich, dieses Kind zu berühren. »Nein!«

Alles, was sie an Abscheu empfand, hatte sie in ihre Stimme gelegt. Und jetzt gelang es Irmgard endlich, auf die Beine zu kommen. Doch die linke Hand des Fremden umschloss ihr Handgelenk und zwang sie mit der puren Kraft seines Griffes zurück aufs Lager. Eine knappe, gewaltvolle Geste, die ihre Angst verdoppelte.

Immer noch hielt er ihr den kleinen Untoten entgegen, aber sein Blick war weich geworden.

»Wer seid Ihr?«, brachte sie hervor, während ihre Augen in der Hoffnung auf Hilfe zum Eingang wanderten.

»Ich war auf dem Weg zum Grab Christi«, erwiderte der Fremde mit brüchiger Ruhe, »Hunderte habe ich fallen sehen. Hunderte sind verdurstet oder verhungert. Meine Seele ist auf dem Sprung. Dem Kind habe ich einen Teil davon eingehaucht. Das ist der Grund, weshalb es lebt. Es trägt mich nun in sich. Nimm ihn jetzt.«

Irmgard spürte das Bemühen des Fremden, sie zu beruhigen und dazu zu bewegen, den untoten Bastard von ihrer Brust trinken zu lassen.

»Hier ist der Lohn für deine Dienste«, fügte der Fremde hinzu und warf ein paar Münzen vor das Lager.

Es waren echte Pfennige, soweit Irmgard das im Halbdunkel beurteilen konnte.

»Nimm ihn zu dir. Und ... gib mir dein Wort.«

Die Hebamme schüttelte den Kopf.

Der Fremde legte ihr den Bastard ohne ein Wort auf den Schoß. »Du wirst ihn behüten. Ich komme wieder. Und wenn du nicht Wort gehalten hast«, er stand auf und beugte sich zu ihr hinab, »schneid ich dir den Kopf ab und verfüttere ihn an die Schweine.«

Irmgard blickte in seine Augen. Der Fremde machte ihr nichts vor. Also nahm sie den untoten Säugling in die Arme, ihr blieb keine Wahl. Sobald der Mann weg war, konnte sie den Bastard ertränken. Oder ihn großziehen und verkaufen. Sie konnte es zum Vorteil wenden. Allein dieser Gedanke gab ihr die Kraft, dieses blutige Bündel mit dem blauen Kopf an sich zu pressen.

Der Fremde ließ endlich den Blick von ihr, er reckte den Kopf so sehr, dass seine Halsmuskeln sich spannten und die Adern hervortraten.

Dann hörte sie es auch: Hufe. Mehr als vier, Reiter näherten sich.

Der Fremde schlüpfte aus der Hütte und verschwand. Die kleine Traube aus Frauen und Kindern starrte dem Mann, der sich in das Unterholz schlug, untätig nach, bis der Wald ihn ihren Blicken entzog.

Vier Reiter sprengten heran. Drei von ihnen waren Soldritter mit Helmen und gefüttertem Wams. Sie trugen ihre Lanzen mit der scheinbaren Leichtigkeit jener, die täglich damit Umgang haben. Das Gesinde vor der Hütte wich zurück. Der vierte Reiter trug Schwert und Kettenhemd, er musste reich sein.

Walther von Ascisberg war in einem Alter, in dem man sich nicht mehr ohne gewichtigen Grund auf Reisen begab. Sein Rücken und sein Gesäß schmerzten, kein Kraut war dagegen gewachsen. Von Ascisberg musste es wissen, er hatte sie alle probiert.

»Wir suchen einen alten Mann«, sagte er mit dem rasselnden Atem, der der hörbare Tribut der letzten Tage war, »über vierzig Lenze. Er ...«

»Er ist dort in den Wald, Herr«, beeilte eine Frau sich zu sagen, ihr Zeigefinger wies die Stelle, an der der Fremde verschwunden war. Einer der berittenen Begleiter warf Walther von Ascisberg einen Blick zu, dieser nickte. Die drei Männer gaben ihren schwitzenden

Pferden die Sporen, die, vom Schmerz in ihren Seiten angetrieben, vorschossen, ein paar empört gackernde Hühner aufsteigen ließen und in den Wald brachen.

»Er beherrscht die dunklen Künste«, sagte eine helle Stimme. Von Ascisberg wandte sich ihr zu. Es war Therese.

»Ich weiß«, erwiderte er ebenso sachlich wie müde.

Therese war verdattert, weil die erhoffte Wirkung auf ihre Worte bei diesem Hohen Herrn ausblieb. Der Mann wendete sein Pferd und verschaffte sich freien Blick auf die Burg derer von Laurin.

»Er hat ein totes Kind zum Leben erweckt«, sagte eine andere Frau.

Von Ascisberg wendete sein Pferd abermals. Seiner zerfurchten Stirn gesellten sich Sorgenfalten hinzu, als er die Frau ansah. »Ein totes Kind zum Leben erweckt?«

Therese kam es in den Sinn, dass sie dem Tod aus Langeweile an der Seite des Bauern entgehen und stattdessen ein Leben an der Seite dieses Herrn führen könnte. Also trat sie vor ihn. »Ich habe es mit eigenen Augen gesehen – Gott ist mein Zeuge.« Dabei warf sie ihm ein einnehmendes Lächeln zu, das üblicherweise bei Männern verfang – an diesem aber wirkungslos abperlte.

»Wo ist es, Weib?«

Thereses Lächeln wurde hölzern, sie deutete in die Hütte.

Walther von Ascisberg glitt rasch von seinem Pferd, in einer einzigen, fließenden Bewegung, die die Umstehenden dem alten Mann nicht zugetraut hätten.

Der Säugling starrte vor Dreck, die Hebamme machte keinen besseren Eindruck auf ihn. Der Gestank drang durch die Nase direkt in den Kopf und beschwor Bilder vor seinem inneren Auge herauf, die Walther von Ascisberg nie mehr sehen wollte.

Eigentlich.

Er musterte die Tote und den Blutfleck, der sich vor ihrem Schoß ausgebreitet hatte. »Sie ist verblutet«, stellte er fest.

Irmgard nickte.

»Wer ist der Vater?«

Die Hebamme deutete ein Achselzucken an. Walthers gestrenger Blick traf sie.

»Letzten Frühling war sie beim Reisisammeln im Wald«, brachte Irmgard hervor. Ein Bastard, dachte von Ascisberg. Oder auch nicht. Der Mann, der in ebendiesem Moment seiner Lunge und seinen Beinen alles abverlangte, um am Leben zu bleiben, war hier gewesen.

Von Ascisberg musterte den Säugling, dessen Gesicht seine bläuliche Verfärbung langsam verlor. »Es war tot, sagt das Gesinde?«

Die Hebamme nickte. Sie hatte ein breites, rosiges Gesicht. Mit ihrem Körperumfang war sie in der vorteilhaften Lage, dem harten Frost zu trotzen. Aber ihre Augen waren müde und ohne Glanz.

»Der Mann, was wollte er hier?«

»Das hier«, sie hob den Säugling etwas an, »das war tot.« Sie blickte auf den kleinen Jungen hinab, hin- und hergerissen zwischen Abscheu und Verblüffung.

»Und weiter?«

Die Ungeduld in der Stimme von Walther von Ascisberg war unüberhörbar. Irmgard wusste seit frühester Kindheit, welche Unannehmlichkeiten es mit sich bringen konnte, einem Herrn die Laune zu verderben.

»Es war tot«, beeilte sie sich deshalb zu sagen, »der Mann hat ihm einen Teil seiner Seele gegeben, und dann ist es aus dem Reich der Toten zurückgekommen. Gott ist mein Zeuge.« Ihre rechte Hand beschrieb etwas fahrig das Kreuz in der Luft.

»Ein Stück seiner Seele – hat er diese Worte benutzt?«

Die Hebamme nickte eifrig, um ein Haar hätte sie mit ihrem Kinn dem Kopf des Kindes einen Stoß versetzt.

Walther von Ascisberg atmete tief durch für das, was jetzt vor ihm lag. »Gib es mir und geh«, befahl er, ohne dabei die Stimme zu heben.

Irmgard zögerte, bis sie dem Blick des Mannes begegnete. Dann drückte sie ihm den Säugling in die Arme und verließ die Hütte mit eiligen Schritten und ohne sich noch einmal umzusehen.

Von Ascisberg schloss die Tür, die nur lose in den Angeln hing

und durch deren Ritzen der Winterwind pfiß. Dann legte er das Neugeborene neben den Füßen seiner leblosen Mutter ab und er tappte sich dabei, mit welcher Sanftheit er dabei zu Werke ging. Mit welcher unangemessener Sanftheit.

Sein Blick fiel auf die Münzen, als er sich gerade wieder aufrichten wollte. Er nahm eine davon in die Hand und rollte sie zwischen Daumen und Zeigefinger, seine Augen ließen nach, kein Wunder bei seinem Alter, er war immerhin Anfang vierzig, und so war er erleichtert, einen Lichtstrahl zu finden, der seinen Weg durch einen Spalt im Holz in die drückende Düsternis des Raums fand.

Von Ascisberg erkannte auf dem Stück Metall, das mehr oval als rund war, einen Bischofsstab. Der Fremde, der es mit seinen Künsterten fertiggebracht hatte, ein totes Kind zurück unter die Lebenden zu holen, der es – jede andere Sichtweise wäre pure Blasphemie – dem Schöpfer persönlich wieder entrissen hatte, benutzte Geld der Münzpräge zu Worms. Denn nur diese versah ihre Pfennige mit dem Bischofsstab.

Er nahm eine Münze an sich, zückte den Dolch, aber besann sich sofort. Die Stichwaffe verschwand wieder an seinem Gürtel, er kniete sich neben den Säugling, raffte ein paar mit Blut besudelte Tücher zusammen und presste sie dem hilflosen kleinen Menschen mit all seiner Kraft auf Mund und Nase.

»Herr, vergib mir«, murmelte er, und als die kleinen Ärmchen sich im Todeskampf zu regen begannen, fügte er hinzu: »Herr Jesus, es geschieht um deinetwillen und dir zu Ehren.«

Das Neugeborene gab ein ersticktes Husten von sich, die Beine strampelten erst zögernd und dann immer wilder, als könnten sie für ein Quäntchen Luft sorgen, wenn sie sich nur panisch genug aufbäumten.

Walther von Ascisberg trat in der eisigen Hütte der kalte Schweiß auf die Stirn. Er hatte, man sah es ihm nicht an, allerlei Seelen von ihrem fleischlichen Gefängnis befreit. In der Schlacht bei Doryläum mit dem ausgeweglosen Verhältnis sieben zu eins konfrontiert, hatte er zur Verblüffung seiner Feinde und seinen Leidensgenossen zum mitreißenden Vorbild mit dem Namen des Herrn auf den Lippen

eine blutige Bresche in die Linie der Muselmanen geschlagen und mit dem Zweihänder wie im göttlichen Wahn vier von ihnen enthauptet, bevor ein Streitflegel seinen Helm traf, dessen Dröhnen ihm das rechte Trommelfell zerriss und dessen Wucht ihm die Sinne raubte.

Und nun, dreiundzwanzig Jahre später, fand er sich beinahe unfähig, ein wehrloses Bündel Mensch vom Leben zum Tode zu befördern. Endlich wurden die Ellipsen, die Beine und Arme des Säuglings in der Winterluft beschrieben, langsamer. Verloren an Schwung, an Intensität.

Gleich war es so weit. Walther von Ascisberg drückte mit aller Kraft drei Finger – die Faust konnte der Mund des Neugeborenen nicht aufnehmen, sofern man ihm nicht die Kiefer brach – tief in den Rachen. Ein gegurgeltes Husten noch, dann war es vorbei, dann fielen die Ärmchen aufs Stroh und regten sich nicht mehr.

Von Ascisberg atmete schwer, packte die Tücher und warf sie zur Seite. Die Augen des Knaben waren geschlossen, aber er wusste, dass der Blick unter den Lidern gebrochen war.

Von Ascisberg erhob sich. Etwas außer Atem betrachtete er den kleinen Leichnam unter sich. Scham überkam ihn, er musste sich abwenden.

Da, ein Gurgeln!

Er fuhr herum, denn was er hörte, war bar jeglicher Vernunft. Doch von Ascisberg hatte sich getäuscht, sein Gehörsinn ihm einen Streich gespielt. Das Neugeborene war tot.

Schon wich das Blut aus seinen Adern, die Haut wurde bleich. Man konnte zusehen, wie der Tod in rasendem Tempo Zoll um Zoll Besitz von dem noch warmen Körper ergriff und alles, was er noch an Leben vorfand, in sich aufzog.

Walther von Ascisberg ritt neben seinem Diener Ruprecht den schmalen Weg hinauf zur Burg Laurin, deren Wehrturmspitze man schon erblicken konnte.

Ruprecht hielt die Zügel der beiden Pferde, die ihre getöteten Reiter trugen. Er hatte je einen Fuß und eine Hand der Erschlage-

nen mit einer Schnur aus Rosshaar unter dem Bauch der Pferde verbunden, sodass ihnen die Leiber ihrer Gefährten unterwegs nicht verloren gingen.

Schneeflocken schwebten im sachten Tanz mit dem Wind auf sie herab. Das Kind schrie. Von Ascisberg drückte das Bündel fester an sich, um es zu wärmen.

Er würde sich später noch oft fragen, was ihn dazu veranlasst hatte, in der Hütte neben dem Säugling noch einmal auf die Knie zu gehen.

Wieder hatte er ein Geräusch von sich gegeben, ein Geräusch, das aus seinem Mund drang, die Lippen hatten sich geöffnet und mit dem Säuseln einer Brise etwas in den Raum entlassen.

Die Seele?

Von Ascisberg kniete sich neben den zweifach Gestorbenen. Seine Nase dicht über den Säugling gebeugt, stellte er fest, dass er nach nichts roch. Dass er rein war und ihn diese Reinheit über den beißenden Gestank in dieser Hütte erhob.

Der Mann, den sie jagten, war für Walther von Ascisberg kein Fremder, ganz im Gegenteil. Und etwas von der Seele dieses Wahnsinnigen wurde nun von diesem unschuldigen Kind beherbergt, um sich vielleicht eines Tages wie ein wulstiges Geschwür Bahn zu brechen.

Aber als er der Feinheit der Gesichtszüge, der filigranen Linien der Hände und Füße des Neugeborenen gewahr wurde, begriff von Ascisberg, was für einen unvorstellbaren Frevel er begangen hatte. In einem einzigen Moment seines ansonsten untadeligen Lebens hatte er sich in einem Augenblick der Raserei die ewige Verdammnis gesichert.

Nein, er hatte kein Recht, dieses Leben zu vernichten, weil es sich irgendwann möglicherweise gegen ihn oder andere richten könnte. Aber diese Erkenntnis kam zu spät. Der Säugling war tot, und es gab nichts außer Gebeten, die er dieser Tatsache entgegenzusetzen vermochte.

Nach der Schlacht von Doryläum, als sie vor über zwanzig Jahren auf ihrem Weg ins Heilige Land von den türkischen Seldschuken

vernichtend geschlagen worden waren, hatte Walther von Ascisberg für ein halbes Dutzend Freunde und Verwandte, die den Hieben der Krummsäbel zum Opfer gefallen waren, unzählige Gebete gesprochen. Nicht einer von ihnen war ins Leben zurückgekehrt. Der Herrgott hatte in dieser Nacht sein Antlitz von ihnen abgewandt. Aus Scham, wie Walther vermutete.

Gebete hatten bisher niemanden zurück ins Diesseits geholt. Aber wenn er der Hebamme Glauben schenken konnte, war das tote Kind nur durch einen Atemzug belebt worden, dadurch, dass es jemand mit einem Stück seiner Seele versorgt hatte.

Lassen wir die Seelen in Widerstreit treten, dachte von Ascisberg, bevor er dem toten Kind seine Lippen auf den Mund presste und ihm etwas von seiner Seele einhauchte.

Er setzte den Mund ab und starrte gespannt auf das Kind.

Durch dessen Körper ging ein einziger Ruck. Dann brüllte der Säugling, und von Ascisberg lächelte erschrocken – wie war das möglich?

Irmgard, die Hebamme, sollte all die Beteiligten niemals wiedersehen. Im nächsten Winter stürzte sie, brach sich den Knöchel und erfror.

2.



Sigimund von Laurin war es gewohnt, von der oberen Wehrmauer, an der er stand, die Umrisse des Ascisbergs zu sehen, der sich weithin sichtbar dem Himmel entgegenreckte, aber dichtes Schneetreiben versagte ihm diesmal den Anblick. Der Wind pfiff über das Gestein, es war kalt.

Er presste das doppelte Kuhfell an sich und warf einen Blick hinab in den Burghof, wo Ruprecht sich anschickte, zwei Gruben ins Erdreich zu treiben, bevor der Frost ihm einen Strich durch die Rechnung machen konnte.

Sigimund schaute an Walther von Ascisberg vorbei zu dem dürrer Barbier, der dem Hause Laurin auch als Medicus zu Diensten war. Im Augenblick untersuchte er im Schutz des Turmaufgangs das Neugeborene, das sein alter Weggefährte mitgebracht hatte.

»Es war tot«, sagte Sigimund ohne Umschweife, wie es seine Art war.

Walther von Ascisberg konnte sein Erstaunen nicht verbergen. »Woher weißt du das?«

Ein Lächeln zog über Sigimunds Gesicht und war so schnell wieder verschwunden, dass es von Ascisberg schwerfiel zu bestimmen, ob er es überhaupt gesehen hatte.

»Das Gesinde«, erwiderte der Burgherr, »ist immer noch der verlässlichste Kurier.« Er schritt ein wenig an der Wehrmauer entlang und sah hinab zu der Quelle des metallischen Geräusches, das klar und nüchtern durch den Schnee drang. Der Pinkepank ließ den Hammer auf ein Hufeisen fahren. Wieder und wieder, unermüdlich. »Ein Untoter, der ein Stück seiner Seele in sich trägt. Ich sollte das Bündel nehmen und es über die Mauern werfen.«

»Er ist jetzt auch für ein Stück meiner Seele Unterschlupf«, er-

widerte von Ascisberg. Ihre Blicke begegneten sich, während die Schneeflocken zwischen ihnen die Strömungen des Windes markierten.

»Lebt er?«, fragte von Laurin unvermittelt.

»Er hat zwei Soldritter erschlagen. Ich nehme es an, ja.«

Sigimund von Laurin war nicht verwundert über die Antwort. Er beobachtete Walther von Ascisberg, eine dürre Gestalt im Kettenhemd, die so verletzlich wirkte, dass er den Reflex verspürte, ihn vor den Kamin zu setzen – aber er widerstand dem Impuls, weil er wusste, aus welchem Stoff sein Freund gemacht war.

»Warum sollte ich das tun – den Knaben aufnehmen?«

»Deus vult«, erwiderte Walther von Ascisberg.

Sigimund von Laurin wusste nicht, ob er verärgert oder froh sein sollte, diese Worte zu hören.

Deus vult war die Parole der Katholischen Kirche, mit der sie Abertausende ins Heilige Land entsandt hatte, um das Grab des Herrn vor den Ungläubigen zu sichern, wie er sich nur zu genau erinnerte. »Gott will es« brachte den Vorteil mit sich, dass niemand, der nicht öffentlich zu brennen gedachte, widersprach.

»Der kleine Bastard war tot«, stellte Sigimund von Laurin fest, »wie kommt es, dass er die Luft atmet, die wir auch atmen? Wie kommt es, dass sein Herz schlägt? Er könnte ein Vorbote des Antichristen sein.«

Walther von Ascisberg bekreuzigte sich eilig.

Sigimund von Laurin lächelte, weil es ihm gelungen war, den Freund zu dieser Geste zu provozieren. Aber seine Belustigung war nicht frei von Unbehagen. Dem Unbehagen, seinen Worten könnte etwas Wahres anhaften.

Unten im Hof jammerte ein Kind. Von Laurin erkannte die Frau des Schmieds. Ihr Name war Ida, sie trug ihren einjährigen Sohn mit sich herum.

»Der Pinkepank soll ihn aufziehen. Sein Weib kann ihn stillen.«

Walther von Ascisberg hatte keinen Zweifel gehabt, wie sich sein Freund entscheiden würde. Er erkundigte sich nach dessen Familie

und erfuhr, dass Schelm, der Älteste, zu seinem Herrn gerufen worden war.

»Ein Unfall?«

Von Laurin schüttelte den Kopf: »Gemeiner Sterb.«

Grippen und Seuchen rafften die sehr Jungen und die Alten regelmäßig dahin. Es war die gängigste Todesursache.

Der neue Stammhalter hieß Konrad, erfuhr Walther von Ascisberg, er war ein Jahr alt und konnte schon laufen. Kinder kamen und gingen, kaum hatte man sich ihre Namen eingepägt, hatten sie den Löffel an den Nächstälteren abgegeben. Wer das zehnte Lebensjahr vollendete, so hatte Walther von Ascisberg in seinen Aufzeichnungen festgehalten, war gegen den Gemeinen Sterb gut gewappnet. Vielleicht lag es daran, dass in diesem Alter, in dem sie alle langsam flügge wurden, die vier Lebenssäfte miteinander in Einklang gerieten. Das, so rief er sich ins Gedächtnis, galt es noch zu erforschen.

Und obwohl Sigimund von Laurin schon Kinder verloren und gelernt hatte, sein Herz nicht allzu sehr an sie zu binden, um im Fall ihres Todes nicht wochenlang aus der Bahn geworfen zu werden – immerhin oblag ihm die Verantwortung für Haus, Hof und Gesinde, eine Pflicht, die keine Pause duldete –, hörte Walther von Ascisberg Zuneigung in der Stimme des Freundes, als er von seinem Sohn Konrad sprach.

»Wann haben wir uns das letzte Mal gesehen? Bei der Sonnenwendfeier vorletztes Jahr?«, fragte von Laurin. In seinen Worten schwang keinerlei Bitterkeit mit, nur Bedauern.

Walther nickte. »Ich habe deine Gesellschaft auch vermisst«, antwortete er.

»Wo warst du?«

»Hier und da. Und Sydal auf den Fersen.«

Es war beschwerlich gewesen, aber das brachte das Reisen stets mit sich. Er erzählte von seiner Reise nach Iberien, genauer gesagt nach Toledo. Eine einzige Strapaze. Sydal hatte es dorthin verschlagen gehabt, den Grund dafür ahnte Walther, und als er Nachforschungen anstellte, stieß er auf Ablehnung und offene Bedrohung.

Auf dem Rückweg hatte ihn in den Pyrenäen, wie er Sigimund berichtete, die Nachricht erreicht, dass ein gewisser Saladin Sultan von Ägypten geworden sei.

»Die Herrscher der Muselmanen kommen und gehen«, lautete Sigimunds Kommentar.

»Er hat eine Vielzahl der arabischen Stämme hinter sich geeint«, erwiderte von Ascisberg.

»Das ist allerdings eine Leistung«, gab der Burgherr zu, »vielleicht gelingt es ihm ja, ein paar Monate zu überleben, ohne vergiftet zu werden.«

Sie schwiegen einen Moment, ihre bevorzugte Disziplin. Es war ein Leichtes, jemanden zum Reden zu finden, aber ein Glücksfall, auf jemanden zu treffen, mit dem man beredt schweigen konnte. Sie hatten sich nie über diesen Umstand ausgetauscht und sollten das auch bis an ihr Lebensende versäumen. Aber unausgesprochen fühlten sie die Wertschätzung dieser Seelenverwandtschaft beim anderen.

»Ich möchte, dass er lesen und schreiben lernt«, sagte Walther von Ascisberg unvermittelt.

»Er muss nicht lesen können, um ein Feld zu bestellen.«

»Trotzdem.«

»Wozu? Ich kann selbst keines von beidem.«

»Und Konrad auch.«

Ihre Blicke begegneten sich. Sigimund von Laurin war nicht verärgert, nur irritiert.

»Konrad soll kein Mönch werden. Er soll das Wort führen und das Schwert.«

»Meinst du, lesen und schreiben wäre für ihn von Nachteil?«

»Es wäre Zeitverschwendung.«

»Die Zeit, die du den beiden für das Lesen und das Schreiben gibst, wird dir hundertfach vergolten werden, glaub mir.«

Sigimund von Laurin konnte das nicht glauben. Etwas hundertfach vergelten ... »Wie soll das gehen?«

In Walther von Ascisbergs Lächeln lag keine Abschätzigkeit. »Die Zeiten nehmen ihren Lauf. Du wirst es noch erleben, dass

Lesen und Schreiben und andere geistige Fähigkeiten mächtiger sein können als hundert Soldritter. Und ertragreicher als hundert Morgen. Und wenn es so weit ist, ist dein Stammhalter vorbereitet.«

Von Laurin überlegte, sah noch einmal hinaus zu der Silhouette des Ascisbergs, zu dessen Füßen Walther seine Kindheit verbracht hatte, und richtete den Blick wieder auf den Freund.

Soldrittern konnte man sich entgegenwerfen, Erde und Bäume anfassen, mit der bloßen Hände Arbeit eine ganze Landschaft verändern. Dazu brauchte man keine Buchstaben, und Wissen ließ sich nicht anfassen. Fällte Wissen vielleicht einen Baum oder – viel wichtiger – füllte es den Bauch? Nein, es war nur gut für unpraktisches Gerede.

Wozu sollte man Lesen lernen? Es gab nur ein Buch, die Heilige Schrift, und die Geistlichen besorgten das Vorlesen und Seiern. Wozu schreiben? Ein Wort war schneller gesagt als geschrieben, schreiben machte alles langsamer und komplizierter. Denn was nützte auch das gelehrteste Schreiben, wenn der Empfänger es nicht lesen konnte?

Sigimund von Laurin fand nichts Vernünftiges an dem Anliegen seines Freundes. Aber eine Freundschaft wie die zwischen ihnen war rar, Sigimund wollte sie nicht missen, und vielleicht – wer weiß – hatte Walther wie so oft recht, auch wenn Sigimund es dieses Mal nicht glauben wollte. Außerdem würde Konrad das Lesen und Schreiben nicht zum Nachteil gereichen, wenn er, Sigimund, nur darauf achtete, dass seine Kampfausbildung neben all dem nutzlosen Tand nicht zu kurz kam.

Also willigte er ein.

Der Barbier trat mit dem Säugling zu ihnen. Der Kleine war ganz still, als von Laurin sich über ihn beugte und mit Blicken den kleinen Körper bemaß.

»Er ist schwach, klein und kränklich, Herr«, sagte der grauhaarige Mann, »er wird den Winter nicht überstehen. Falls doch, muss er eiserne Härte beweisen.«

Sigimund warf von Ascisberg einen Blick zu, der dort schlot-

ternd in seinem viel zu weiten Kettenhemd stand und keine Miene verzog. »Also gut. Der Knabe bleibt ohne Namen. Aber wenn er im Frühjahr noch lebt, dann soll er auch ›Isenhart‹ gerufen werden.«

3.

ANNO DOMINI 1182



Isenhart, wo steckst du?«

Die Stimme seines Vaters riss Isenhart nur kurz aus seinen Gedanken. Er stand unter einer Eiche im Wald und hatte soeben eines ihrer Blätter zwischen Daumen und Zeigefinger zerquetscht.

Grünlicher Saft war dabei ausgetreten. Isenhart hob den Kopf, starrte zur Eiche empor, die ihn um ein Vielfaches überragte. Ein ebenso verwegener wie einleuchtender Gedanke, der vielleicht erklären konnte, weshalb die Bäume im Herbst ihre Blätter abwarfen, kam ihm gerade, als sein Vater ihn ein zweites Mal rief und ihn daran hinderte, den folgerichtigen Schluss zu ziehen. Isenhart wartete die dritte Aufforderung besser nicht ab und ließ die Eiche Eiche sein.

Der Pinkepank Chlodio stand neben dem rauchenden Holz, das durch eine Decke aus Erde und Gras begierig nach Luft schnappte. Zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel, wie er zu sagen pflegte. Er trank den ganzen Tag über Bier und er züchtigte seine Frau und seine Kinder, ein ganz normaler Vater also.

Isenhart fragte sich insgeheim, ob das in hundert Jahren anders sein würde. Dann kniete er sich neben seinen zwölf Monate älteren Bruder Henrick und dichtete das Holz weiter ab, damit es sich nicht entflamte. Wenn es durchs Feuer gefressen wurde, war die Arbeit dahin.

Es gelang ihnen einigermaßen, und Chlodio gab ihnen vom Bier zu trinken, während der stechende Qualm Tränen über ihre Wangen laufen ließ.

Chlodio wies seinen Ältesten an, den Maulesel mit dem Karren herzuschaffen, um die Holzkohle, die die Glut bald geschaffen hatte, zur Esse zu transportieren.

Henrick täuschte Magenschmerzen vor, und als das nichts half, bemühte er zunächst Waldgeister, deren angebliche Umtriebe sein Vater mit einem Tritt in die Rippen quittierte, bis Henrick schließlich Chlodios persönlichen Albtraum bediente: Wölfe.

Als Kind war ihr Vater in einen Zusammenstoß mit einem Wolf verwickelt gewesen. Abends, im Schein einer Wachskerze, wenn genug Bier und Met geflossen waren, wurde er nicht müde, von dem Kampf auf Leben und Tod zu berichten, den er damals überstanden hatte, obgleich sich das Gesinde einig war, dass es ein blindes, sterbendes Tier gewesen sein musste, das – ebenso erschrocken wie Chlodio – vom Hunger ermattet kraftlos gegen ihn gestolpert war.

Nichtsdestotrotz waren ein fahrender Händler und seine beiden Kinder in der schlimmen Hungersnot vor drei Jahren – Isenhart konnte sich erinnern, wie sie im Burginneren an Lederriemen gekaut hatten, während draußen Kinder und Vieh erfroren – von einem Wolfsrudel angefallen und in Stücke gerissen worden.

Isenhart bot sich an, den Maulesel zu holen. Chlodio hatte nichts anderes erwartet, und Henrick versicherte ihm seine ewige Dankbarkeit.

Die Eselin ließ sich bereitwillig von ihm führen. Isenhart achtete darauf, sich stets vor ihr zu befinden, um sie ruhig zu halten – und aus Vorsicht. Das letzte Mal, als Henrick sie vergewaltigt hatte, waren ihre Hinterläufe nicht um eine Antwort verlegen gewesen. Seitdem hielt Henrick Abstand, und wer ihn kannte, sah, dass er ein wenig gekrümmt ging.

Sie hatten die Holzkohle in der Schmiede neben der Esse abgeladen, als Isenhart sich mit schmerzdem Rücken erhob. Der Pinkepank trat auf den Blasebalg, die Holzkohle zischte im Ofen. Henrick und er nahmen das schmutzige Erz, das sie jeden Nachmittag in einem dreißig Fuß tiefen Erdtrichter im Wald abbauten, und warfen es auf die Holzkohle.

Die Schmiede befand sich am äußersten Ende des Burghofs. Im Sommer wurde sie vom Gesinde und der Familie Laurin gemieden, aber im Winter konnten sie oftmals vor Gedränge kaum arbeiten, denn die beißenden Dämpfe, die zischend aus der Esse schossen und die Luft verpesteten, wurden als wärmende Wohltat empfunden.

Wieder kam eine Schicht Holzkohle auf das Erz. Während Walther von Ascisberg schon eine Weile über eine Methode zur Temperaturbestimmung sinnierte, war Isenhart und Henrick nur bewusst, wie unendlich und zum Zerspringen heiß der Ofen glühen musste, damit das Erz sich verflüssigte. Das wechselseitige Schichten von Holzkohle und Erz verbrannte ihnen die Haare an den Armen und raubte ihnen die Luft, die unfreiwilligen Berührungen mit dem Ofen hatten ihnen schwere Brandnarben zugefügt. Meist eiterten sie nicht, weil die Gluthitze jeden Keim zuverlässig vernichtete.

Die Unterarme des Pinkepanks waren übersät mit hellen Strichen, auf denen kein Haar mehr wuchs. Von denen auch Isenhart bereits zwei aufweisen konnte, da ihn sein Vater seit einigen Wochen in der Schmiedekunst unterwies.

Ida kam mit einem Bottich frisch gegärtem Bier zu ihnen. Sie war hochschwanger. Der Pinkepank schöpfte mit seinem Kelch, probierte und war zufrieden. Henrick und Isenhart griffen nach ihren Holzbechern und tranken gierig von dem Bier, das ihre Mutter gebraut hatte. Ihr Bier war das schmackhafteste weit und breit.

In den Jahren zuvor hatte sie zwei tote Kinder zur Welt gebracht. Chlodio war außer sich vor Zorn gewesen, hatte in ihrer Kammer – Schlaflager, Tisch, ein Stuhl – alles kurz und klein geschlagen, bis er sich schließlich mangels anderer Gegenstände, an denen er seinem Schmerz und seiner Scham freien Lauf lassen konnte, Ida zugewandt hatte.

Henrick hatte die Eselin aufgesucht, Isenhart hörte es am Wiehern des Tieres, also stellte er sich vor seine Mutter. »Fass sie nicht an«, sagte er mit einer Stimme, in der Angst und Wut sich die Waage hielten.

Der Pinkepank war für einen kurzen Augenblick fassungslos. Eher hätte er damit gerechnet, dass der Leibhaftige in ihre Stube trat. Was nicht geschah.

»Du kleiner, untoter Bastard«, schnaufte Chlodio.

Und dann bezog Isenhart die Prügel seines Lebens. Der Verlust seines Bewusstseins kam wie eine Erlösung über ihn.

Als er erwachte, beugte sich gerade ein Engel über ihn, das blonde Haar strich über sein Kinn, er konnte die blaue Färbung der Pupillen sehen. »Bin ich im Himmelreich?«, hörte er sich flüstern.

Der Engel war gleichermaßen belustigt wie bestürzt. Die Bestürzung gewann die Oberhand. »Er ist wach«, sagte der Engel, in dem er jetzt endlich Anna erkannte, die älteste Tochter des Fürsten von Laurin. Isenhart blickte von seinem Lager zur Seite. Da war ihre jüngere Schwester Sophia, die roten Haare kurz gestutzt wie bei einem Jungen. Sie streckte ihm die Zunge heraus und versuchte zu schielen.

Ein weiteres Gesicht beugte sich nun über ihn, es war das eines alten Mannes, über fünfzig Lenze hatten tiefe Furchen in sein Gesicht getrieben, das durch Barthaare halb verdeckt war.

»Stirbt er?«

Diese Stimme erkannte Isenhart, er hatte sie hin und wieder vernommen. Sie gehörte zu Sigimund von Laurin, ihrem Herrn, der sich am Eingang zu dem Krankenzimmer befand. Die Arme hingen locker herab, die ganze Gestalt befand sich nicht unter Spannung, Sigimund von Laurin stand einfach da. Und strahlte dabei eine Selbstverständlichkeit des Seins aus, die Isenhart trotz seines Dämmerzustands – oder gerade deswegen – tief beeindruckte. Ich überstehe nicht Steine noch Bäume, schien der ganze Mann auszudrücken, aber ich *bin*.

Etwas an diesem Gedanken spendete Isenhart Trost.

»Nein«, sagte Walther von Ascisberg, der Mann über ihm. Er betastete Isenharts Auge, die Linien verschoben sich, der Raum schrumpfte. Und dann sprang das Volumen zurück in den Raum und verursachte ihm starke Kopfschmerzen.

»Wer ...«, setzte Isenhardt leise an.

»Schweig«, befahl der Mann. Er sah tief in sein rechtes Auge, fuhr mit den Fingern erstaunlich sanft über das Lid. »Schließ das linke Auge.«

Isenhardt zögerte.

»Das da«, sagte Walther von Ascisberg mit einer leichten Ungeduld in der Stimme und tippte mit dem Zeigefinger neben das Auge.

Isenhardt war beschämt, weil der Mann annehmen musste, dass er unfähig war, zwischen links und rechts zu unterscheiden. »Ich weiß«, antwortete er deshalb. Seine Stimme erschien ihm selbst schwach.

»Ich weiß, dass du es weißt, und jetzt schließ das Auge.«

Isenhardt fügte sich. Aber er hatte Probleme, das Lid über den Augapfel gleiten zu lassen. Davon abgesehen war es ein Gefühl, als fahre rohes Fleisch über Sand.

Der alte Mann führte ihm seine Hand vor Augen. »Wie weit ist der Abstand zwischen meiner Hand und meinem Gesicht?«, fragte er.

»Eine Armeslänge.«

Von Ascisberg nickte zufrieden. »Jetzt öffne das Auge wieder und schließ das andere.«

Isenhardt befolgte die Anweisung.

»Ich will nicht, dass er stirbt«, sagte eines der Mädchen. Es war Anna.

»Anna will Isenhardt heiraten.« Das war Sophia.

»Schweigt.« Die Mädchen verstummten, ihr Vater hatte gesprochen.

»Und wie ist der Abstand jetzt?«

»Da ist keiner«, antwortete Isenhardt ebenso verblüfft wie erschrocken.

»Auf einem Auge existiert nie ein Raum«, belehrte Walther ihn, »was du eine Armeslänge nennst, basiert auf Erfahrung und Annahme – nicht auf dem, was du siehst, denn mit einem Auge erscheint der Raum als Fläche. Also: Was siehst du jetzt?«

Isenhart konzentrierte sich: »Ich sehe Flächen, die verwoben sind.«

Von Ascisberg kniff die Augen zusammen, und Isenhart ahnte die Anstrengung des Mannes, seinen Worten etwas Greifbares zu entnehmen.

Er sah zur Seite und entdeckte dort ein Flachrelief, das in das Mauergestein gehauen worden war. »So wie das«, sagte er schnell. Walther von Ascisberg warf erst dem Relief einen langen Blick zu, dann dem Jungen auf dem Lager.

»Erblindet er?«, fragte der Fürst.

»Nein, aber er nimmt den Raum jetzt anders wahr als wir«, antwortete von Ascisberg mit einer Gelassenheit in der Stimme, die dazu angetan war, Isenhart zu beruhigen. »Abstände und Maße wirken auf dem einen Auge für ihn anders.«

»Kann er damit arbeiten?«, wollte Sigimund von Laurin wissen und trat an das Lager aus Stroh heran, auf dem Isenhart lag.

Walther von Ascisberg sah zu ihm auf. »Er wird sich daran gewöhnen.«

Es war Sophia gewesen, die seine Schreie gehört und in die Kammer des Pinkepanks getreten war, um unfreiwillige Zeugin eines Bildes zu werden, das sie noch jahrelang verfolgen sollte. Die blutige Fehlgeburt in den Armen der verängstigten Frau, der verdreckte Junge am Boden und dieses Auge, das selbst den tobenden Chlodio von dem Schlag abhielt, zu dem er gerade ausgeholt hatte.

Isenhart war schon nicht mehr bei Bewusstsein. Die Wucht des letzten Fausthiebs gegen seine Schläfe hatte ihm das rechte Auge hinauskatapultiert. Es lag, nur durch die dünne Ader des Sehnervs mit ihm verbunden, eine Handbreit von seinem Kopf entfernt auf dem Boden.

Von Ascisberg hatte ihm den Augapfel mit aller Behutsamkeit zurück in die Höhle gedrückt, wie Isenhart später erfuhr.

Von da an spielten sich vor jedem seiner Augen verschiedene Dinge ab. Dem rechten Auge präsentierte sich die Welt als Relief. Anna, die er seit den zwei Tagen auf dem Krankenlager verehrte,

warf ihm hin und wieder etwas zu, wenn ihre Wege sich kreuzten. Einen Stein, einen Stock, solche Dinge. Während der erste Stock ihn noch an der Stirn traf und er eine tiefere Verletzung wegen ihrer Geringschätzung ihm gegenüber als wegen der Schramme empfand, die seine Stirn davontrug, begriff er sehr bald, dass es ihre Art war, ihm einen Gefallen zu erweisen.

Sophia erklärte es ihm, denn es war auch ihre Idee gewesen. Es ging darum – von Ascisberg hatte es in jener Nacht gesagt –, sich an sein verändertes, nicht zwangsläufig reduziertes Sehvermögen zu gewöhnen. Da war sie sechs Jahre alt und Isenhard beeindruckt von der Reife dieses Kindes, das ansonsten mehr Schabernack ausheckte als Henrick und er zusammen.

In der zweiten Woche fing Isenhard die Gegenstände, die Anna ihm zuwarf. Und in der Woche darauf arbeitete er an der Esse, als sei nie etwas gewesen. Mit seinem Vater behandelte er das erste Mal selbst das frisch gewonnene Eisen. Schlagzahl und Wucht der Hammerhiebe waren für ihn ein ebenso unbekanntes Feld wie die Deutung der Verfärbung des erkaltenden Metalls. Chlodio, seit dem Zwischenfall in sich gekehrt und melancholisch, brachte es ihm bei, und wenn er einen Fehler beging, begnügte sein Vater sich mit einem kräftigen Tritt gegen sein Schienbein.

»Du untoter Bastard«, sagte Isenhard bei einer Gelegenheit, »was habt Ihr damit gemeint?«

»Das habe ich nie gesagt«, erwiderte der Pinkepank und hämmerte heftiger auf das Metall, das einmal das Scharnier für das neue Burgtor werden sollte. Isenhard hatte die Lüge schon erkannt, bevor sie den Mund des Pinkepanks verließ. Und damit auch die Unmöglichkeit, jemals eine ehrliche Antwort auf seine Frage zu erhalten.

Die Verletzung verlieh ihm allerdings auch eine neue Fähigkeit: Kniff er das linke Auge zu, verhalf das Relief, das sich plötzlich aus der Fläche erhob, seinen Hieben am Amboss zu einer traumwandlerischen Zielgenauigkeit.

Kein Stock und kein Stein, den er nicht mehr fing.

Als der Herbst nahte, gebar Ida einen Sohn. Henrick, der von Esel zu Schaf gewechselt hatte – Esel sind so unruhige Tiere –, kümmerte sich zusammen mit Isenhart um den Nachwuchs, der Frieden in das Haus brachte. Selbst Chlodio lebte auf. Henrick schwor Stein und Bein, ihn lachen gesehen zu haben.

Als Sophia einmal vorbeischaute und den Kleinen, Ludwig, nach dem gerade verstorbenen Landesfürsten von Württemberg benannt, im Arm hielt und dieser zu lächeln begann, schrie sie unvermittelt auf und brach in Tränen aus. Henrick nahm den Bruder an sich, Isenhart fragte Sophia, was sie bedrückte, obwohl er kein wirkliches Interesse für die wechselhaften Gefühle der kleinen Fürstentochter empfand.

»Nichts«, sagte Sophia und verschwand. Und beides war Isenhart recht.

Erst später begriff Isenhart, wie oft Walther von Ascisberg lenkend in sein Leben eingegriffen hatte. An einem regnerischen Septembormorgen tauchte er plötzlich in der Schmiede auf, eine hagere Gestalt, das Gesicht ausgezehrt, die Augen wach und auf den Pinkepank gerichtet. »Ab jetzt kann Isenhart dir nur noch am Nachmittag zur Hand gehen«, sagte er.

Walther von Ascisberg wirkte auf den ersten Blick unscheinbar, ein Mann, den man durchaus übersehen konnte. Und doch war er in gewissem Sinne aus demselben Stoff wie Sigimund von Laurin. Egal, welchen Raum sie betraten, immer beherrschten die beiden ihn auch.

Chlodio erhob keine Widerrede, und von Ascisberg nahm Isenhart mit sich.

Isenhart spürte zum ersten Mal in seinem Leben ein Pferd, das sich unter ihm bewegte und ihn durch die Landschaft trug. »Tut das dem Pferd weh?«, fragte er.

Von Ascisberg lächelte und schüttelte dann den Kopf. Danach verdoppelte sich Isenharts Genuss.

Sie erreichten eine Lichtung, sanfter Nieselregen setzte ein.

»Du wirst«, sagte Walther von Ascisberg, »ab heute etwas erhalten, was dem Stand der Nobile vorbehalten ist: Bildung.«

Isenhart ahnte, dass das wohl eine Art Geschenk sein sollte. Er nickte ehrfürchtig und schwieg, um keinen Fehler zu begehen. Er war den Umgang mit Geschenken nicht gewohnt. Und er wusste auch nicht, was Bildung ist.

»Muss ich dafür weg?«

Walther von Ascisberg schüttelte erneut den Kopf und schmunzelte. »Du wirst die Sprache der Gelehrten lernen«, erwiderte er dann.

Sie hatten einen kleinen Fluss erreicht. Von Ascisberg saß ab, und auch Isenhart rutschte so elegant wie möglich vom Rücken des Pferdes.

»Sieh.«

Isenhart sah ein großes Rad aus Holz, das von der Strömung des Flusses in Bewegung gehalten wurde. Am Rand des Rads waren kleine Gefäße angebracht, die fünf oder sechs Kellen vom Wasser aufnahmen und es, in ihrer unweigerlichen Abwärtsbewegung, in eine hölzerne Rinne entluden. Isenharts Augen folgten dem Verlauf der Rinne. Walther von Ascisberg beobachtete jede seiner Regungen.

»Wohin wird das Wasser getragen?«

»Zu einer Siedlung, sie brauchen es zum Leben, für das Vieh, die Schmiede. Zu allem. Niemand muss jetzt mehr zum Fluss.«

Isenhart verstand. Sein Blick war auf das Rad und seine Funktionsweise geheftet. Es war ebenso einfach wie gewitzt. Er sah zu von Ascisberg. »Habt Ihr es gebaut?«

»Nur erdacht. Das Gesinde hat es gebaut.«

Isenhart durchlief ein Schauer. »Warum werfen die Bäume im Herbst ihr Laub ab?«

Walther von Ascisberg, selbst ganz versunken in den Anblick seines Werkes, versunken in der immer gleichen Bewegung und dem steten Fluss des Wassers in der Rinne, merkte auf und musterte den Jungen. »Ich weiß nicht. Vielleicht ist es Gottes Wunsch, dass sie es tun.«

Isenhart nickte, aber von Ascisberg konnte ihm an der Nasenspitze ablesen, dass er sich damit nicht zufriedengeben würde, und prompt kam die Bestätigung: »Aber warum ist es Gottes Wunsch?«

»Die Wege des Herrn sind unergründlich.«

Isenhart nickte, doch sein Blick galt dem Wasserrad. Und von Ascisberg konnte es ihm nicht verdenken, denn ebenso gut hätte er gar keine Antwort geben können.

»Was ist, wenn der Fluss irgendwann kein Wasser mehr führt?«

»Der Fluss versiegt nicht.«

»Warum?«

»Ich habe noch nie von einem Fluss gehört, der versiegt wäre.«

»Und wenn doch?«

Der Junge wurde langsam anstrengend.

»Dann muss das Gesinde zu einem anderen Fluss gehen und sich sein Wasser wieder selbst holen.«

Isenhart spürte, wie seine Fragen den Unmut des Mannes neben ihm hervorriefen, und obschon er wohl einen Tag ununterbrochen hätte reden müssen, um auch nur die dringendsten Fragen zu stellen, die ihn bewegten, schwieg er daher.

So standen sie einige Augenblicke am Ufer und bemerkten am Glitzern des Wassers, dass die Sonne sich gegen den Regen durchgesetzt hatte.

Von Ascisberg selbst war im niederen Adel geboren worden, wie er zu erzählen begann. Er hätte es sich auf dem Landsitz seines Vaters bequem machen und den Knechten beim Arbeiten auf den Feldern zusehen können. Aber ihn trieb dieselbe Frage um, die er auch bei Isenhart immer lauter zu vernehmen meinte: *Warum?*

Warum werfen die Bäume im Herbst ihr Laub ab? Warum ändert der Mond seine Form, wachsen den Toten Nägel und Haare, fällt alles zu Boden, statt zu schweben, und warum verlieren die Menschen nach und nach ihre Zähne? Und warum, schloss Walther von Ascisberg, sollten die Bewohner einer Siedlung täglich den Weg zum Fluss auf sich nehmen, wenn man den Fluss zu der Siedlung fließen lassen kann?

»Das Wasserrad«, erkannte Isenhart.

Von Ascisberg nickte. Er erklärte ihm, wie der Unterricht, den er von nun an von Pater Hieronymus erhalten sollte, Türen für ihn aufstoßen würde, die einem Jungen aus seinem Stand für gewöhnlich zeit seines Lebens verschlossen blieben.

»Aber«, fügte von Ascisberg hinzu, »durch die Türen muss man immer noch selbst gehen.«

Isenhart wollte sich der Sinn dieser Worte im Moment nicht erschließen, aber das tat seiner zunehmenden Aufgeregtheit keinen Abbruch. In seinem Bauch war ein Kribbeln entstanden, das ihn jetzt ganz erfasst hatte. Seine Intuition sagte ihm, dass er auf der Schwelle zu einer neuen Welt stand.

Sie kehrten zu den Pferden zurück, die in der Nähe grasten.

»Es ist ein Privileg«, sagte Walther von Ascisberg.

»Was ist das?«

»Es stammt aus einer Sprache, die du jetzt lernen wirst: Latein. Es ist die Sprache der Gelehrten. ›Privileg‹ bedeutet ein Vorrecht für den Einzelnen. In diesem Fall für dich.«

Walther von Ascisberg half ihm hinauf aufs Pferd, bevor er sein eigenes bestieg. Gemeinsam machten sie sich auf den Weg zurück.

»Warum tut Ihr das für mich?«

»Weißt du, was ›verwandte Seelen‹ sind?«

»Nein.«

Walther von Ascisberg nickte sich selbst auf eine Weise zu, die keinen Zweifel daran ließ, dass er mit dieser Antwort gerechnet hatte.

Ihr Rückweg nahm eine gute Stunde in Anspruch, und in der erklärte er Isenhart, was es bedeutete, wenn fremde Menschen im Gleichtakt schwangen.

4.



Konrad war vom Messen besessen. Nicht vom Abmessen des Wehrturms oder der Ländereien, sondern vom Sichmessen mit anderen.

Isenhart war, als bestünde Konrads ganzes Wesen darin, seinen Platz in einer Hierarchie zu finden, die durch das Wetteifern bestimmt war. Und in dieser wie in jeder anderen Ordnung waren der Ruf und das Ansehen umso größer, je höher man in ihr rangierte.

Konrad von Laurin war ein Jahr älter als er, sein Vater hatte ihn für zwei Jahre zu einem befreundeten Fürsten geschickt, der bei Spira seine Ländereien unterhielt. Dort hatte Konrad das Reiten und Bogenschießen gelernt; Letzteres unter Protest, denn Bogenschießen war in seinen Augen etwas für Feiglinge, die auf diese Art dem ehrlichen, direkten Kampf auswichen.

Vor ihrem ersten Tag bei Vater Hieronymus steckte man die beiden zusammen. Konrad war wohlgenährt, aber Bauch und Arme trugen kein Gramm zu viel. Sigimund von Laurin stellte sie einander vor. Isenhart war voller Hoffnung, einem Gleichgesinnten zu begegnen. Der Gleichgesinnte griff seinen Arm und drehte ihn in der Länge so schmerzhaft, dass Isenhart augenblicklich zu Boden ging.

Und so ging es in einem fort. Konrad konnte schneller laufen, weiter werfen und höher klettern. Wer gewann wohl beim Armdrücken, zu dem Konrad ihn bei jeder Gelegenheit aufforderte?

Das, sagte Konrad, entspreche der natürlichen Ordnung von Herr und Knecht. Isenhart sei als Diener geboren, und ein Diener könne – und vor allem *dürfe* – den Herrn niemals überragen.

Am Ende des Tages fragte Isenhart sich, ob es überhaupt erstrebenswert war, eine der Türen zu durchschreiten, die sich ihm

heute geöffnet hatten. Er schlich zu seinem Lager, seine Mutter wiegte das Neugeborene in den Schlaf. Der Pinkepank schnarchte, und sein Bruder Henrick fütterte zwei Hühner, die er im Austausch gegen einen Steigbügel erhalten hatte.

Isenhart nahm an, dass dem Federvieh eine eindringliche Nacht bevorstand, doch er irrte sich. Henrick hatte sich ein großes Ziel gesetzt: Er wollte Hühner züchten. Deshalb einen Hahn und eine Henne, den Nachwuchs würde er wieder kreuzen und so weiter.

»Wie ist er so?«, fragte Henrick.

»Er ist ein Schafskopf«, erwiderte Isenhart müde.

Hieronymus war ein Geistlicher, Ende zwanzig, eine hagere, fast ausgezehnte Gestalt, die nicht stillstehen konnte, sondern in der kleinen Kapelle auf und ab ging. Von links nach rechts und wieder zurück.

»Ich bin das A und das O«, zitierte er, »der Anfang und das Ende.«

»Aber das O ist in der Mitte, oder?« Konrad kniff die Augen zusammen, weil alles, was diese spindeldünne Gestalt von sich gab, keinen Sinn ergab.

»Alpha und Omega«, widersprach Isenhart leise.

Er und der Sohn von Sigimund von Laurin saßen nebeneinander auf zwei kalten Holzstühlen, sie teilten sich eine handgeschriebene Bibel, ein Buch von unschätzbarem Wert. Hieronymus hatte ihnen erklärt, dass drei Mönche zwei Jahre benötigt hätten, um es herzustellen. Während Konrad sich insgeheim fragte, wie man seine Zeit dermaßen sinnlos verplempern konnte, fuhr Isenharts Finger sanft über das Pergament.

»Alpha und Omega«, nahm Hieronymus den Faden auf, »im griechischen Alphabet der erste und der letzte Buchstabe.«

Konrad blies seine Wangen auf: »Wozu brauch ich das?«

Hieronymus verfügte über ein ausgezeichnetes Gehör. Er trat an Konrad heran.

»Um zu dienen«, brachte er schmallippig vor Ärger hervor, »und um zu herrschen. Ihr seid der Stammhalter des Hauses Laurin.

Herrscher über das Gesinde, aber Untertan Gottes. Euer Leben soll dem Allmächtigen wohlgefällig sein.«

»Er kann doch gar nicht so viele Leute im Auge behalten«, meinte Konrad.

Vater Hieronymus verstand sich meisterhaft auf die Handhabung des Rohrstocks, deren Geheimnis im Wesentlichen auf der Wendigkeit des Handgelenks basierte, das ihn führte. Isenhart konnte dem Halbkreis kaum folgen, den der Stock in die Luft schnitt, bevor er zwischen Konrads Schulterblätter fuhr.

Der Sohn des Fürsten sprang auf – halb vor Schmerz, halb vor Zorn – und fand sich von Angesicht zu Angesicht dem Geistlichen gegenüber. »Wagt es noch ein einziges Mal ...«, begann Konrad mit zitternder Stimme, denn er war gerade erst zwölf Jahre alt.

»Wagt *was?*«, unterbrach ihn Hieronymus, »*was* soll ich wagen?«

Isenhart begriff, dass es eine Frage der Zeit war. Von Jahren, aber derer nicht allzu viele. Vielleicht fünf oder sechs Jahre mehr, und Konrad von Laurin hätte dem Geistlichen die Hände gebrochen.

»Hinsetzen«, befahl Hieronymus.

Nach einem kurzen Zögern, das es ihm gestattete, etwas von seinem Gesicht zu wahren, kam Konrad dem Befehl des Geistlichen nach.

»Hände auf das Pult.«

Konrad kam auch dieser Anordnung nach, vor Wut bebend.

»Offenbarung des Johannes, Isenhart. Kapitel 1, Vers 17 und 18. Für jeden Fehler, den du machst, büßt der junge Herr.«

»Aber wir sollten Vers 15 und 16 lernen«, erwiderte Isenhart vorsichtig.

»Aber bis Vers 20 lesen«, entgegnete Hieronymus und beugte sich zu ihm herab. »Die Leute im Ort erzählen sich merkwürdige Dinge über dich, wusstest du das?«

Isenhart schüttelte den Kopf, ihm war schleierhaft, warum das Gesinde überhaupt Worte für ihn verschwenden sollte, den elfjährigen Sohn eines Pinkepanks.

»Dein Gedächtnis soll außergewöhnlich sein.«

»Noli timere ego sum primi«, zitierte Isenhart.

»Primus«, korrigierte Hieronymus. »Nun, mir scheint es nicht außergewöhnlich«, fügte er hinzu und ließ den Rohrstock auf Konrads Finger niedersausen. Der verzog vor Schmerz das Gesicht, zog aber die Finger nicht zurück.

»Ego sum primus«, verbesserte Isenhart sich und war bemüht, Konrads Blick auszuweichen.

Hieronymus nickte: »Fürchte dich nicht. Ich bin der Erste – weiter, Isenhart.«

»Et novissimus et vivus et fui mortus ...«

»*Mor-tu-us*«, korrigierte der Geistliche. Der Rohrstock zischte durch die Luft. Die Schmerzen, die Konrad von Laurin erleiden musste, darüber war Isenhart sich nicht minder schmerzlich im Klaren, würden ihm heimgezahlt werden. Da Konrad nicht eben die Geduld in Person war, würde das schon sehr bald nach Unterrichtsende der Fall sein.

Während er fieberhaft überlegte, wie er dem entgehen konnte, unterlief ihm der nächste Fehler: »Et ecce sum vivens in saecula saeculorum et habeo clades ...«

»*Claves*«, sagte Hieronymus mit einem leichten Lächeln. Dieses Mal schlug er so heftig zu, wie er konnte, denn üblicherweise rief das Auffrischen des Gedächtnisses mithilfe des kleinen Holzes Wehklagen hervor, was der junge Herr sich aber zu untersagen schien. Zum Bedauern des Geistlichen und der wachsenden Bewunderung Isenharts kam abermals kein Laut über Konrads Lippen.

»Et habeo *claves* mortis et inferni.«

»Perfekt«, lobte Hieronymus und ließ den Rohrstock unerwartet ein letztes Mal auf Konrads Hände sausen, dieses Mal erwischte er die Kuppen und der junge Herr stöhnte auf, »aber nicht frei von Ironie, Isenhart. Nicht frei von Ironie.«

Konrad warf Isenhart einen vorwurfsvollen Blick zu.

»Fürchte dich nicht! Ich bin der Erste und der Letzte und der Lebendige; ich war tot, und siehe, ich bin lebendig von Ewigkeit zu Ewigkeit und habe die Schlüssel der Hölle und des Todes«, über-

setzte der Geistliche die abgefragte Bibelstelle, »ich habe es deinetwegen ausgewählt.«

Sein Blick ruhte auf Isenhart.

»Du wirst dermaßen Prügel bekommen«, zischte Konrad.

»Wie war das?«, fragte Hieronymus.

»Ich lobte den Herrn«, antwortete Konrad von Laurin.

Hieronymus schritt erneut durch die Kapelle, während Konrad sich die malträtierten Finger rieb, die bereits anschwellen.

»Und nun du, Konrad. Dieselbe Bibelstelle.«

»Gerne«, seine Schmerzen waren schon halb vergessen. Isenhart starrte den Geistlichen ungläubig an.

»Finger ausstrecken«, befahl Hieronymus.

Isenhart kassierte vierzehn Schläge für ein Zitat, das aus 25 Wörtern bestand. Aber über seine Lippen kam kein Laut, keine Träne tropfte von seinen Wimpern.

Seine Finger waren so stark angeschwollen, dass er nicht einmal mehr eine Tür öffnen konnte und sie deshalb eine ganze Weile in den Fluss tauchte. Konrad hockte sich neben ihn und versenkte seine Finger ebenfalls in das wohltuend kalte Wasser.

»Das war keine Absicht«, sagte Konrad schuldbewusst.

»Die ersten drei Fehler schon.«

Konrad war peinlich berührt, Isenhart hatte ihn durchschaut.

»Du bist ein Knecht«, rettete er sich.

Isenhart verschluckte sich fast vor Wut: »Aber meine Finger haben dieselben Schmerzen!«

Isenhart war ziemlich schlau, wurde Konrad bewusst, auf nahezu alles hatte er eine gute Antwort.

Er wollte schon fast so etwas sagen wie »tut mir leid«, aber sein Vater hatte ihm eingeschärft, dass ein Nobile sich niemals gemein mit dem Gesinde machen dürfte. Das sei der Anfang vom Ende.

»Wir können ja irgendwas zusammen machen«, sagte er deshalb in aufmunterndem Ton, »Armdrücken oder so.«

»Lass mich in Ruhe.« Isenhart zog seine Finger aus dem Wasser und ging.

Hieronymus erkrankte wenig später, sein Körper wurde an den Lenden und unter den Achseln von Abszessen heimgesucht, außerdem plagte ihn starkes Fieber. Der Barbier des Hauses Laurin, der den Aderlass wie so viele seiner Zunft als Allheilmittel praktizierte, scheiterte an der Heilung des Geistlichen. Er ließ bis zu drei Liter Blut an Stirn und Unterarm ab – natürlich nicht bei Vollmond, das brachte Unglück –, sodass Hieronymus kurzzeitig mehr tot als lebendig war.

Die Scheinheiligkeit, mit der Konrad und Isenhardt Hieronymus' womöglich bevorstehende Begegnung mit seinem Schöpfer in Worten und Gesten bedauerten, war die erste Gemeinsamkeit, die sie entdeckten.

Auf Bitte Sigimunds von Laurin entsandte Wilbrand von Mulenbrunnen, der Abt des Klosters zu Mulenbrunnen, einen jungen Gelehrten zum Hause Laurin. Sein Name war Stephan der Jüngere.

Der Medicus schien Geistliche nicht sonderlich zu schätzen – Isenhardt und Konrad waren ganz seiner Meinung, und Konrad wagte den Rat, den Abszessen mit einigen gut gemeinten Rohrstockhieben zu Leibe zu rücken. Demgegenüber stand die Überzeugung des Barbiers, der Sache mit einem riskanten Aderlass am Hals zu begegnen.

Stephan der Jüngere entschied sich für keines von beidem. Nachdem er den Kranken ausgiebig untersucht hatte, verlangte er nach Wermutwasser, Kupfervitriol, ungelöschtem Kalk und Schwefel. Das Gesinde rümpfte die Nase, aber Sigimund von Laurin sorgte dafür, dass der Medicus umgehend erhielt, wonach er verlangte.

Wein und Salz hatte der junge Gelehrte selbst mitgebracht; damit rieb er die Abszesse zunächst ein, um sie auszutrocknen und Hieronymus gleichzeitig Linderung zu verschaffen.

»Wessen Lehre wendet Ihr an?«, fragte Hieronymus mit fiebrigen Augen.

»Ich behandle Euch nach den vier Säften des Galenos«, erwiderte Stephan der Jüngere, woraufhin der Geistliche erleichtert seinen Kopf auf das Strohkissen senkte.

»Die Säfte des Galenos«, sagte der Barbier, »was soll das sein?«

Der einzige Saft des Lebens ist Blut, und er wird mit Aderlass reguliert.«

Die Behandlung von Stephan dem Jüngeren schlug an, der junge Medicus verließ das Haus Laurin, und Vater Hieronymus nahm seinen Unterricht wieder auf. Wobei die Lehre auf den Horizont eines Geistlichen beschränkt blieb, nämlich auf Latein und das Vermögen, die Bibel zu verstehen und Teile von ihr zu rezitieren.

Hieronymus empfand zwar Dank gegenüber dem Medicus, aber insgeheim war er von der Gnade des Allmächtigen überzeugt, der sich von den Gebeten des Geistlichen hatte erweichen lassen. Gleichzeitig war Hieronymus nicht so blauäugig anzunehmen, der Schöpfer habe ihm zu Ehren seinen Weltenplan geändert. Also sollte er Gottes Werkzeug sein, nur darin konnte der Sinn seiner Genesung liegen.

An dem Morgen, an dem das Fieber, das ihn seiner Kräfte und Sinne beraubt hatte, endlich von ihm abließ, war das Erste, was er sah, wie Konrad und Isenhart den Burghof überquerten. Und er verstand, dass er sein Werk an ihnen zu vollenden hatte. Hieronymus beschloss, ihnen auch noch die Grundrechenarten beizubringen.

Konrad und Isenhart hatten begriffen, dass die Unterweisung durch Hieronymus sie zu einer Art Schicksalsgemeinschaft verurteilt hatte.

»Einer trage des anderen Last«, sagte Hieronymus gerne, für ihn ein Inbegriff der Christlichkeit, für Isenhart der Menschlichkeit und für Konrad leeres Geschwätz.

Trotzdem kniete Konrad von Laurin sich in die Arbeit, redete zwar weiter von Knechten und Herren, war dann aber so gut vorbereitet, dass Isenhart meist mit unter fünf Rohrstockhieben davonkam.

»Ich hab's nicht deinetwegen getan«, sagte Konrad schnell, als er Isenharts anerkennenden Blick auffing.

Dort, wo Hieronymus' Lehre ihre natürliche Begrenzung erfuhr,

trat Walther von Ascisberg auf den Plan. Auch er führte den Rohrstock, der in der Lage zu sein schien, Faulheit und Desinteresse ausfindig zu machen und ohne Federlesens zu bestrafen. Aber er machte davon selten Gebrauch. Und anders als Hieronymus, der auf Konrad immer ein klein wenig Rücksicht nahm, behandelte von Ascisberg Konrad und Isenhart, als entstammten sie beide der fürstlichen Linie.

Er setzte sie davon in Kenntnis, dass im Heiligen Römischen Reich nur etwa jeder Fünfzehnte des Lesens und lediglich jeder Zwanzigste des Schreibens mächtig war.

Er brachte ihnen bei, dass der menschliche Körper sich mithilfe der Elle exakt vermessen ließ. Dass die Schraube sich hervorragend eignete, um Kräfte zu übertragen, dass die Erde umspannt war von einer Hülle, in der die Sterne sich in Bahnen bewegten, deren Gesetzmäßigkeiten noch nicht gänzlich bestimmt waren.

»Ein gleichwinkliges Dreieck«, sagte Walther von Ascisberg und zeichnete es in den Sand vor der Kapelle, »ist ein Dreieck, in dem die Summe aller Winkel stets 180 Grad ergibt.«

Isenhart schaute hinüber zu seinem Vater, der Erz in die Esse warf und sie keines Blickes würdigte.

»Es gab einen großen Mann unter den Griechen: Pythagoras.«

»War er ein Krieger?«, fragte Konrad. Isenhart verdrehte die Augen. Seitdem Konrad von Laurin sich auf alle erdenklichen Arten mit ihm gemessen und selbstredend in jeder Disziplin den Sieg davongetragen hatte, war es ihm langweilig geworden. Nun galt sein Interesse vermehrt den Geschichten über Krieger. Vor allem der Frage, wie viele Gegner sie erschlagen, erschossen, ertränkt oder erdrosselt hatten.

»Nein«, sagte Walther von Ascisberg, »er war ein Gelehrter.«

Konrad nickte, als habe er zu seinem Leidwesen schon mit dieser Antwort gerechnet.

»Der Satz des Pythagoras lautet, dass man aus den zwei rechtwinklig angeordneten Linien eines Dreiecks die Länge der dritten Linie berechnen kann. Und dass die Flächeninhalte der Quadrate

der beiden bekannten Linien dem Flächeninhalt des Quadrats der unbekanntenen Linie entsprechen.«

Er versah sowohl die beiden bekannten Seiten des Dreiecks mit einem entsprechenden Rechteck wie auch die unbekanntene Linie.

Isenhart starrte wie gebannt auf diese Zeichnung im Sand.

»Wofür brauch ich das?«, entfuhr es Konrad mit einer Inbrunst, die keinen Zweifel an seinem Widerwillen ließ.

»Dieser Satz«, erwiderte von Ascisberg mit unterdrückter Feierlichkeit in der Stimme, »findet in der Mechanik und der Berechnung der Dinge seine Anwendung. Man kann damit das Land vermessen. Oder ihn in der Architektur verwenden.«

»Aber nicht für den Kampf«, vermutete Konrad.

Walther von Ascisberg nickte. Ein wenig Müdigkeit lag in dieser Bewegung. »Nicht für den Kampf«, bestätigte er.

»Habt Ihr viel gekämpft?«

Von Ascisberg zögerte, Bilder zogen auf, von denen er – vergeblich, wie Konrad ihm vor Augen führte – glaubte, sie für immer verdrängt zu haben. »Nur, wenn es sein musste.«

Konrad ließ sich von dieser Antwort nicht entmutigen, es war, als habe er sie gar nicht gehört. Seine Augen begannen zu leuchten. »Hattet Ihr Furcht?«

»Jedes Mal.«

Konrads Augen verloren etwas von ihrem Glanz. »Mein Vater erzählt, Ihr habt bei Doryläum vier Muselmanen entleibt. Mit einem Zweihänder.«

Die Begeisterung des Jungen war von Ascisberg nicht fremd, sie war es, die ihn damals in diesen Kreuzzug getrieben hatte. »Der Herr hat meine Hand geführt«, antwortete er.

5.

ANNO DOMINI 1187

Es ist ein großes Unglück geschehen«, sagte Sigimund von Laurin. Er stand oben an der Brustwehr und blickte hinab in den Burghof, wo sich das Gesinde auf sein Geheiß hin versammelt hatte.

Die Jahre, die hinter ihm lagen, hatten sich in seinem ganzen Wesen manifestiert. Aber die Falten in seinem Gesicht verliehen ihm Reife, die Forschheit seines Ganges war echter Würde gewichen, sein Blick hatte an Milde gewonnen.

An diesem Morgen, dem 24. September 1187, hatten sich neben Konrad und Isenhart auch Anna und Sophia im Burgfried gefunden. Isenhart war nicht überrascht, Walther von Ascisberg neben dem Burgherrn zu sehen. Gegen Mitternacht war Walther mit zwei Begleitern eingetroffen und hatte Isenhart die Obhut über ihre Pferde übertragen. Deren schweißbedeckte Körper ließen auf einen langen Ritt schließen.

Es waren die neuesten Nachrichten aus dem Morgenland, wie Isenhart nun erfuhr, die Walther von Ascisberg bewogen hatten, noch in der Nacht anzureisen.

»Die Ungläubigen haben ein christliches Heer am See Genezareth vernichtet«, fuhr Sigimund fort, »der Allmächtige hat den Blick von ihnen gewandt.«

Ein Raunen ging durch die Menge, ängstliche Blicke wurden getauscht, die wenigsten hatten eine Vorstellung davon, wie weit der See Genezareth entfernt lag und wie es dort überhaupt aussah.

»Niemand wird heute arbeiten. Vater Hieronymus hält die

Totenmesse bis zur sechsten Stunde. Wir alle wollen für das Seelenheil der Gefallenen beten.«

Hieronymus trat neben den Burgherrn, nickte den Leuten zu und setzte sich dann in Richtung Kapelle in Bewegung. Das Gesinde folgte ihm, die Leute tuschelten. Isenhart und Konrad blieben zurück, und als Isenhart zur Brustwehr hinaufschaute, begegneten sich Walthers und sein Blick.

Selbstredend war Konrad an jedem Detail der Schlacht interessiert, und so erfuhren die Jungs von ihrem Lehrer das, was diesem in Regensburg selbst zu Ohren gekommen war: Am 4. Juli 1187 hatte Saladin der Christenheit eine Lektion erteilt, die sich für immer in ihr Gedächtnis brennen sollte. Am See Genezareth rief er mithilfe seiner Mamluken-Garde an die vierzehntausend Mann unter Guido von Lusignan an den Hörnern von Hattin auf. Ritter des Templer- und Lazarusordens wurden zu Dutzenden erschlagen.

Saladin zündete alle Sträucher an und ließ dem Heer der Kreuzfahrer jeden Zugang zum See verstellen, am Ende des Tages befahl er den Sturm auf die von Hitze und unsäglichem Durst zermürbten Anhänger Christi. Aber Saladin hatte das Leben Guidos von Lusignan geschont und ihm am Ende der Schlacht persönlich eine Schale mit Wasser gereicht.

Der Schock, den diese Nachricht beim Gesinde auslöste, war enorm. Wie war es einer Horde von muslimischen Stämmen möglich, Kreuzritter zu schlagen? Noch dazu in einem so großen Verband? Man sprach schließlich von über zehntausend Männern, die Saladin entgegengetreten waren. Es war, als hätte eine große, erbarmungslose Faust die Bewohner einer Stadt wie Regensburg mit einem einzigen Streich ausgelöscht.

Wie ein Schatten legte sich die Nachricht auf die Brust der Menschen, verdunkelte ihre Gedanken und erfüllte ihre Herzen mit einer unbestimmten Angst.

»Ich würde ihnen gerne die Köpfe vom Hals schlagen«, brummte Konrad, der Isenhart mittlerweile um eine halbe Kopfslänge über-

ragte und in den Schultern auslegte. Aber in seiner Grimmigkeit schwang die Furcht vor dem Unbekannten mit.

Isenhart blickte zu Henricks Hühnern, die sich inzwischen kräftig vermehrt hatten und von alledem unberührt Körner aufpickten. Er hatte herausgefunden, dass sie über ein spärliches Verständigungssystem verfügten, das es ihnen ermöglichte, sich untereinander vor Feinden zu warnen. Sie machten mithilfe spezifischer Laute auf Futter aufmerksam oder riefen ihre Küken zu sich. Sie *sprachen*.

Isenhart fragte sich, ob sie in ihrer Beschränktheit vielleicht glücklicher waren als er. Sorge um Nahrung kannten sie nicht, da sein Bruder eher selbst aufs Essen verzichtete, als sie hungern zu lassen, niemand hob den Rohrstock gegen sie, und mit Sicherheit war ihnen Saladin einerlei.

Isenhart drosch auf das glühende Eisen ein, dass die Funken davonstoben. Dann löschte er es im Bottich ab, fegelte es, stieß nämlich es in schneller Folge in einen Haufen Stroh hinein, wieder und wieder.

Der Pinkepank, der seinen Sohn gerade lehrte, ein Schwert für den jungen Herrn zu schmieden, begutachtete die Klinge, während ihm Henricks Hühner über die Füße liefen. Mit routinierten Bewegungen wog und wendete er die Waffe, sein mehrfach verbrannter Zeigefinger fuhr über die Schneide. »Mehr weiches Eisen«, sagte er nicht ohne Anerkennung und reichte ihm die Waffe zurück.

Seit der Sache mit dem Auge schlug Chlodio ihn nur noch, wenn er sich bei der Arbeit wirklich schwere Schnitzer erlaubte. Und auch dann steckte in den Schlägen keine Wucht, sie waren zu einer tadelnden Geste verkommen.

Manchmal ertappte Isenhart sich bei dem Gedanken, die ehrliche Aggression der früheren Prügel, die er bezogen hatte, zu vermissen, denn der jetzigen Züchtigung fehlte jede Leidenschaft. Die Ohrfeigen kamen mechanisch und lustlos. Damit war nun auch das einzige Gefühl, das sein Vater ihm gegenüber je gezeigt hatte, verschwunden.

»Mehr weiches Eisen, damit die Klinge elastischer wird?«, fragte Konrad.

Isenhart nickte. Eine stahlharte Klinge würde im Kampf zwangsläufig brechen, er selbst hatte nach Aufforderung seines Vaters ein solches Schwert mit ihm gekreuzt, und es war zersplittert.

Auch hatte er gelernt, die Schneide nicht auf den Durchmesser eines Fingernagels zu verjüngen. Wie er dem Pinkepank vorführte, eignete sich ein solches Schwert vorzüglich, um Äpfel und sogar in die Luft geworfenes Leinen zu durchtrennen. Wie ihm anschließend sein Vater vorführte, wurde die Schneide mit dem ersten Aufeinandertreffen bei einer Parade allerdings schartig und letztlich, nach einigen Schlägen, unbrauchbar für den Kampf.

Konrad und Isenhart hatten die Burg hinter sich gelassen und stapften durch den Wald. Der Sommer näherte sich seinem Ende.

Konrads Interesse an Helden war keineswegs versiegt, nur hatte sich ein Faible für Waffen hinzugesellt. Wenn Walther von Ascisberg ihnen die Vorzüge der schiefen Ebene oder der Hebelkraft nahebrachte, bekamen Konrads Augen jenen leblosen Ausdruck, den Isenhart nur zu gut kannte.

Bei einer der letzten Unterrichtsstunden aber hatte von Ascisberg das Gespräch auf die Armbrust gebracht. Konrad war sofort Feuer und Flamme.

»Aber die Armbrust wurde auf dem Zweiten Lateranischen Konzil verboten«, wand Isenhart ein.

Konrad verdrehte die Augen: »Wen interessiert das?«

»Sie wurde als unritterlich gebannt«, stimmte von Ascisberg zu, »aber sie ist erlaubt und erwünscht im Kampf gegen Araber und Juden.«

Konrad warf Isenhart einen triumphierenden Blick zu. Und damit war er bei seinem Lieblingsthema: »Welche Waffe bevorzugt Ihr im Kampf?«

Isenhart meinte, bei von Ascisberg ein kurzes Schmunzeln bemerkt zu haben. Dieser verfügte jetzt noch über dreizehn Zähne und richtete seinen Blick, der mit den Jahren an Schärfe verloren

und Güte gewonnen hatte, auf den Sohn von Sigimund von Laurin.
»Immer die angemessene.«

Diese Antwort enttäuschte Konrad zwar, verdoppelte aber seine Neugier. »Welche Waffe würdet Ihr gegen mich wählen?«

Walther von Ascisberg musterte ihn kurz. »Zwei«, erwiderte er dann. »Ein Streithammer würde dich nicht beeindrucken. Also ein leichtes Schwert und einen Dolch.«

Konrad war ehrlich überrascht. »Warum?«

»Die Jugend ist immer ungestüm. Jungs ... junge Männer wie du können ihre Ungeduld nicht zügeln, sie greifen an. Deshalb das leichte Schwert für die Parade und den Dolch für deine Kehle.«

Konrad schluckte. Ihm war, als besäße Walther von Ascisberg freien Blick in seinen Kopf. »Und bei Isenhart?«, fragte er schnell, um seine Verblüffung zu überspielen; und auch aus echter Neugier.

Walther von Ascisberg nahm Isenhart ins Visier, dem schon alleine der Gedanke, gegen seinen Lehrer zu kämpfen, unangenehm war. »Die Armbrust«, erwiderte er schlicht. Woraufhin Isenhart dasselbe Gefühl beschlichen hatte, das Konrad soeben empfunden hatte.

»Welche Waffe würdest du wählen, wenn du gegen mich kämpfen müsstest?«

Isenhart und Konrad marschierten immer noch durch den Wald.

»Ich muss nicht gegen dich kämpfen.«

Konrad seufzte. Hätte Walther von Ascisberg »Geduld« unterrichtet, wäre er an Konrad von Laurin verzweifelt.

»Ich bin ein Knecht, schon vergessen? Knechte erheben nicht die Waffe gegen einen Herrn«, erinnerte Isenhart ihn.

»Ich hab vor ein paar Jahren mal so etwas gesagt. Willst du mir das jetzt bis ans Ende meiner Tage vorwerfen?«

»Ich fürchte schon, ja.«

Konrad sah Isenhart von der Seite an. Er kannte ihn mittlerweile gut genug, um zu erkennen, dass es ihm ernst war. Kurz war er versucht, Isenhart in den Schwitzkasten zu nehmen, unterließ es dann aber. Schweigend setzten sie ihren Weg fort.

Aber die Frage ließ Konrad keine Ruhe. »Also«, begann er erneut und wählte seine Worte mit Bedacht, »wenn du jemandem wie mir begegnen würdest, der auch ein Knecht wäre. Und du müsstest gegen ihn kämpfen, welche Waffe ...«

»Jede, die in Reichweite ist«, unterbrach ihn Isenhart und lächelte.

Sie hatten eine Lichtung erreicht, auf der eine kleine Hütte stand. Sie war dem Norden zugeneigt, Moos hatte sie überwuchert. Das Holz war verwittert. Trotzdem strahlte sie eine gewisse Behaglichkeit aus, wie Isenhart fand.

Eine große, hagere Gestalt stand vor der Hütte und ließ das Beil auf einen Holzscheit sausen, der in zwei Stücke zersprang.

»Das ist Giselbert«, sagte Konrad voller Ehrfurcht, »er hat in Spira gerade einen Mörder enthauptet – mit nur zwei Schlägen.« Wenn er sich bemüht hatte, seine Begeisterung zu verbergen, war es ihm nicht gelungen.

Isenhart dagegen schauderte es bei der Vorstellung daran. Er hatte schon von dem Mann im Wald gehört.

Wie sie von Sigimund von Laurin erfahren hatten, oblag es Kaiser Friedrich Barbarossa aus dem Geschlecht der Staufer die Scharfrichter im Reich zu ernennen. Giselbert war einer von ihnen und stand damit unter dem persönlichen Schutz des Kaisers, er war unantastbar. Wie alle, die durch das scharfe Schwert richteten, musste Giselbert ein Leben außerhalb der Gemeinschaft fristen, da man seinem Stand magische Kräfte nachsagte, und Giselbert hatte keine Frau gefunden, die sein Eremitendasein zu teilen bereit gewesen wäre.

Er blickte auf und sah den beiden jungen Männern entgegen, die über die Lichtung auf ihn zukamen. In seinen Augen lag eine unbestimmte Traurigkeit. »Konrad, nicht wahr?«

Konrad nickte.

Selbst seine Stimme wirkte niedergeschlagen, dachte Isenhart. Er konnte sich nicht erinnern, jemals eine traurigere Gestalt gesehen zu haben.

»Das ist Isenhart, der Sohn vom Pinkepank.«

Kurz flackerte Interesse in den Augen des Scharfrichters auf, er musterte den Jungen mit unverhohlener Neugier. »Hab von dir gehört«, sagte er dann. Er hob zwei Leinensäcke auf, die er vor seiner Hütte abgestellt hatte, und reichte sie Isenhart. »Eicheln und Bucheckern«, kommentierte er deren Inhalt.

Die Eicheln würde man an die Schweine verfüttern, und aus den Bucheckern Öl gewinnen. Isenhart griff nach den Säcken, kurz berührten sich ihre Hände. Giselbert zuckte zurück. Der eine Sack ging zu Boden.

Isenhart war irritiert wegen der Reaktion, registrierte dann aus den Augenwinkeln, wie Konrad mit einem kleinen Schritt Abstand von ihm nahm und ihn ebenso interessiert wie besorgt beobachtete.

»Mich zu berühren bringt Unglück«, stellte Giselbert fest.

»Warum bringt es Unglück?«, fragte Isenhart auf dem Rückweg. Selbstverständlich schleppte er beide Säcke, während Konrad im Gehen an einem Stock schnitzte.

»Alle Carnifexe besitzen dunkle Kräfte«, erwiderte Konrad.

»Was für Kräfte?«

»Dunkle eben.«

»Was für welche denn?«

Konrad blies die Wangen auf: »Kannst du nicht mal etwas so nehmen, wie es ist?«

Isenhart schwieg. Das war die Haltung, der er allerorten begegnete, wenn er nach dem tieferen Sinn einer Sache fragte, wenn er nach Antworten auf das Warum suchte. Der Pinkepank, Konrad, auch Hieronymus und selbst Sigimund von Laurin nahmen die Dinge einfach als gegeben hin.

Den einzigen Lichtblick in dieser Hinsicht stellte Walther von Ascisberg dar. Während Hieronymus langsam der Lehrstoff ausging – auch das Buch der Bücher war endlich –, fieberte Isenhart den seltener werdenden Stunden entgegen, in denen Walther von Ascisberg sein Wissen mit ihnen teilte.

Denn es hatte einen Grund gegeben, weshalb von Ascisberg die

Armbrust angesprochen hatte. In der nächsten Unterrichtsstunde präsentierte er ihnen eine, die in Konstantinopel erfunden und in Mailand konstruiert worden war. Konrad nahm sie sofort und ungefragt an sich, zielte mit ihr und befand, er halte eine Fehlkonstruktion in den Händen. Denn die Enden des Bogens zeigten nicht in seine Richtung, sondern deuteten von ihm weg.

»Spann den Bogen«, forderte Walther von Ascisberg ihn auf.

Konrad von Laurin kam der Aufforderung nach und stellte fest, dass er durch das Spannen der Sehne auch die Bogenenden in die richtige Position zog – was einen Mehraufwand an Kraft erforderte.

»Es ist ein besonderer Bogen«, erklärte von Ascisberg, »sehr teuer in der Herstellung. Ein Reflexbogen. Er besteht aus dehnbarem Horn und den Achillessehnen von Rindern.«

»Von wie vielen?«, fragte Isenhart.

»Von rund fünfzig Rindern«, antwortete ihr Lehrmeister, »das macht ihn so wertvoll.«

»Er ist schwer zu spannen«, befand Konrad, der sich mit der seltsamen Konstruktion nach wie vor nicht anfreunden konnte.

»Aber der damit abgeschossene Bolzen trifft sein Ziel mit doppelter oder dreifacher Wucht«, erwiderte von Ascisberg, »er kann die Glieder von Kettenhemden sprengen.«

Tatsächlich hatte Walther von Ascisberg die Armbrust mitgebracht, um sie in der Impetustheorie zu unterweisen.

»Ein Gegenstand, in diesem Fall der Bolzen, kann nur in Bewegung geraten, wenn eine äußere Kraft auf ihn wirkt. Hier der Schwung, den ihm die Sehne verleiht. Das ist die Aristotelische Lehre von der Bewegung der Dinge. Die kann aber nicht den Abwärtsbogen erklären, den der Bolzen beschreibt, bevor er zu Boden fällt. Also muss es eine zweite Kraft geben, die auf ihn wirkt. Die ihn zu Boden zwingt.«

»Und was soll das sein?«, fragte Konrad.

»Das eigene Gewicht«, vermutete Isenhart.

Von Ascisberg sah ihn mit jenem Erstaunen an, das mittlerweile eine gewisse Routine erlangt hatte. »So ist es«, stellte er fest. Seine

Augen ruhten auf Isenhart oder vielmehr in den Augen des Jungen.

»Das war doch geraten«, hoffte Konrad.

Isenhart zögerte einen Augenblick, bevor er nickte.

Aber Walter von Ascisberg glaubte ihm nicht. »Ich frage mich seit Jahren«, sagte er daher, »wie ich die Höhe von Dingen aus der Distanz bestimmen kann.«

»Man kann hingehen und sie abschreiten«, erwiderte Konrad.

Walther von Ascisberg nickte, ein geduldiges Lächeln umspielte seinen Mund. »Ich sagte *Distanz*. Wenn man die Höhe aus der Ferne messen kann, muss man nicht mehr hingehen«, antwortete er.

Isenhart hatte den Wink verstanden. Es war eine Herausforderung, der er sich keineswegs gewachsen fühlte. Walther von Ascisberg war weit und breit der intelligenteste und weiseste Mensch, den er kannte. Eine Antwort auf eine Frage zu finden, die sein Lehrmeister noch nicht gefunden hatte, schien ihm unmöglich. Aber er wollte sich bemühen, und das war – gemessen an ihrer lebenswichtigen Bedeutung – in Walthers Augen die zweite Eigenschaft, die Isenhart auszeichnete: seine Leidenschaft.

Isenhart warf einen Blick nach draußen, hinab in den Burghof. Er entdeckte Anna. Sie war dreizehn, trug einen einfachen Umhang und die Haare schulterlang. Blondes Haar, das in der Septembersonne glitzerte. Sie blickte sich um und gewährte ihm unbewusst einen freien Blick auf ihren schmalen Nacken.

»Glotzt du meiner Schwester nach?«

»So ein Blödsinn«, beeilte Isenhart sich zu sagen.

Das Öffnen der Burgtore kam wie eine Erlösung über ihn. Von Ascisberg blickte nun auch hinab, und Konrad stellte sich an die Maueröffnung, durch die im Winter der Wind pfliff. »Alexander von Westheim«, sagte er.

In einem Abstand von vier bis sechs Monaten stattete der fahrende Händler ihnen einen Besuch ab. Diesen zu verpassen wäre undenkbar gewesen. Isenhart und Konrad warfen ihrem Lehrer einen fragenden Blick zu. Und der nickte.

Die beiden Jungs stürmten hinaus.

Immer, wenn Alexander von Westheim auftauchte, verwarf Konrad auf der Stelle seine Leidenschaft für Schlachten, berühmte Krieger und die mannigfaltigen Möglichkeiten, Gegner vom Leben zum Tode zu befördern – nicht zu vergessen all die Instrumente, die einem dabei zur Verfügung standen.

Konrad und Isenhart wuchsen im Umkreis der Burg Laurin auf, die weiteste Reise, die Isenhart je unternommen hatte, war jene mit Walther von Ascisberg zum Wasserrad. Konrad war ihm natürlich auch in dieser Hinsicht überlegen, denn er kannte die freie Reichsstadt Spira, die gut und gerne sieben Tage zu Pferd entfernt lag. Doch auch für Konrad von Laurin endete hier die bekannte Welt.

Alles, was dahinter kam, übte den Reiz des Unbekannten auf sie aus. Malten sie sich aus, was sie auf einer Reise dorthin wohl erwartete, hielten sich Begeisterung und wohlige Schauer die Waage.

Sigimund von Laurin und Walther von Ascisberg waren auf dem Kreuzzug ins Heilige Land gewesen. Die Jungs hatten keinerlei Vorstellung davon, welch unermessliche Strapazen sie dafür in Kauf genommen hatten. Sprach man einen von ihnen darauf an, hüllten sie sich in Schweigen oder antworteten ausweichend. Ganz offensichtlich waren sie bemüht, diesen Teil ihres Lebens der Vergessenheit zu überantworten. Es konnte nicht sonderlich erfreulich gewesen sein, schloss Isenhart.

»Die Welt ist dort genauso wie hier, nur eben anders.« Zu mehr als dieser lakonischen Auskunft hatte Walther von Ascisberg sich nicht hinreißen lassen.

Fahrende Händler waren daher für Konrad und Isenhart das Nonplusultra, denn sie waren das Tor zur Welt.

»Ich habe Salz aus Salzburg«, rief Alexander von Westheim und deutete auf ein kleines Fass. Er stand auf seinem Wagen, die Plane aus behandeltem Leder gerafft, und pries seine Ware an. Ein Dutzend Menschen aus dem Gesinde hatte sich versammelt, Konrad und Isenhart wohnten dem Schauspiel bei, das für alle eine willkommene Abwechslung darstellte.

»Tuch aus Flandern, der erlesenste Stoff im ganzen Reich«, rief von Westheim, »fühlt selbst.«

Er hielt ihnen seinen Arm hin, drei Frauen ließen den Ärmel durch ihre Finger gleiten. Natürlich war er gelblich gefärbt, Alexander von Westheim war Jude.

»Was kosten fünf auf zwei Ellen?«, fragte eine der Frauen.

»Drei Pfennige«, erwiderte von Westheim.

Die Frauen ließen seinen Ärmel sofort los. »Drei Pfennige«, wiederholte eine von ihnen mit fassungsloser Stimme.

»Ihr wuchert«, stellte die zweite Frau fest.

Alexander von Westheim ging mit einem Lächeln darüber hinweg: »Tapfere Männer haben beste englische Wolle an Piraten und Seeungeheuern vorbei durch Regen und Sturm nach Brügge verschifft. Die besten Tuchmacher des Abendlands haben all ihr Können darauf verwandt. Und mich hat es drei Monate gekostet, es zu Euch zu bringen. In Mulenbrunnen habe ich es für vier Pfennige verkauft, man hat es mir aus den Händen gerissen, aber«, er legte eine bedeutungsvolle Pause ein, »dem Haus Laurin fühle ich mich am meisten verbunden. Ich biete es fast zu dem Preis an, zu dem ich es selbst erworben habe.«

Isenhart nahm deutlich wahr, wie zwei der Frauen wankelmütig wurden. Ida, seine Mutter, war wie die meisten anderen Frauen neben schönen Tüchern an Salz interessiert, um Fisch und Fleisch darin einzulegen.

Chlodio, dessen Kopfhaut langsam durch seine Haare schimmerte, fragte nach einem Haarwuchsmittel.

Von Westheim zog sofort eine Ampulle hervor, in der eine rötliche Flüssigkeit glitzerte. »Es ist aus dem Morgenland«, setzte er an und wurde sofort von Hieronymus, der das Treiben mit offener Skepsis beobachtete, unterbrochen: »Wir erwerben nichts von den Gottlosen!«

Einige zuckten zusammen, auch Isenhart hatte ihren Lehrmeister zuvor nicht bemerkt.

»Ah, Vater Hieronymus«, rief von Westheim mit aufgesetzter Fröhlichkeit, »ich hatte gehofft, Euch anzutreffen. Ich habe etwas für Euch, tretet näher.«

Hieronymus war für einen Augenblick hin- und hergerissen, der

fahrende Händler hatte ihn aus dem Konzept gebracht, und nun richteten sich die Augen der Versammelten auf ihn. Von Westheim ermunterte ihn mit einer Geste, zu ihm zu kommen.

Der Geistliche trat an den Wagen, von dem Alexander von Westheim jetzt herabstieg. Er zauberte ein kleines Stück Stoff hervor.

»Zeigt mir Eure Hand«, sagte er freundlich. Hieronymus zögerte kurz, gab dann aber nach. Der Händler legte das Stück Stoff auf die Handfläche des Geistlichen.

»Tuch? Was soll das?«, fragte Hieronymus mit jenem gereizten Ton in der Stimme, den Konrad und Isenhart zu fürchten gelernt hatten.

Von Westheim entfaltete den Stoff, sodass ein kleiner Holzsplitter zum Vorschein kam. Hieronymus legte die Stirn in Falten. Was trieb der Jude für ein Spiel mit ihm? Auch den anderen im Burghof wollte sich die Bedeutung des Splitters nicht erschließen.

»Dieser Splitter hat eine weite Reise hinter sich. Von Metz hierher nach Schwaben. Nach Metz gelangte er zuvor von Marseille. Und davor«, spannte von Westheim sie weiter auf die Folter, »musste er eine gefährliche Seereise überstehen. Denn er stammt aus Jerusalem.«

Hieronymus war wie vom Schlag getroffen, er blickte dem Mann in die Augen. Suchte in ihnen nach einem Anzeichen der Belustigung. Erfolglos. Die linke Hand, die er nach dem Splitter ausstreckte, begann vor Erregung zu zittern. Sanft fuhren seine Finger über den kleinen Span. Tiefste freudige Erschütterung erfasste ihn, ein Schauer nach dem anderen durchfuhr seinen gesamten Körper, eine solche Welle an Glücksgefühlen hatte er noch nie erlebt.

Während Konrad durchaus begriffen hatte, mit welchem Geschick es Alexander von Westheim gelungen war, von dem Haarwasser aus dem Morgenland abzulenken, verstand er den Grund für Hieronymus' plötzliche Ehrfurcht nicht.

Isenhart hingegen war ebenfalls ergriffen, er erhaschte einen Blick auf den Holzsplitter. Auf den Span aus Jerusalem, der Stadt des Königs der Christenheit.

Der Holzsplitter stammt vom Kreuz des Herrn.

»Ist das auch wahr?«, fragte Hieronymus. Sofort hing auch Isenhardt an den Lippen des Juden.

»Ritter des Templerordens haben einen Teil des Heiligen Kreuzes in den Gewölben von Salomons Tempel gefunden. Sie verwahren ihren Fund dort seit mehr als zwei Jahren. Gérard de Ridefort lässt es alle sieben Tage an einem anderen Platz verstecken.«

Jetzt begriffen es alle. Staunend betrachteten sie den kleinen Splitter auf der Handfläche ihres Geistlichen, der das Kreuz schlug. Ohne Ausnahme bekreuzigten sie sich ebenfalls.

Gérard de Ridefort war Isenhardt nur deshalb ein Begriff, weil er in Jerusalem weilte, ohne zu wissen, dass er in Konrad seinen glühendsten Verehrer gefunden hatte.

Der Großmeister des Templerordens hatte Ende April von einem 7000 Mann starken Heer erfahren, das Saladin bei Nazareth zusammgezogen hatte. Schnell rekrutierte er aus den eigenen Reihen 140 Männer – und attackierte Saladin am 1. Mai bei Cresson, einem kleinen Ort vor Nazareths Toren.

Konrad hatte unentwegt den Kopf geschüttelt, als er davon gehört hatte. Welch eine zahlenmäßige Unterlegenheit! Welch ein Mut! Welche Todesverachtung! Gérard de Ridefort war sein neuer Held, Konrad träumte davon, an seiner Seite als Tempelritter durch Jerusalem zu reiten und Abenteuer zu bestehen.

Isenhardt dagegen hielt de Ridefort für einen Dummkopf. Denn wie beschränkt im Geist musste man sein, um seine eigenen Glaubensbrüder ohne jede Not in einen aussichtslosen Kampf und in den sicheren Tod zu führen?

Und als er Konrads Lobeshymnen überdrüssig wurde, sagte er ihm das auch.

Der junge Laurin war außer sich, erst recht, als er Walther von Ascisberg Isenhardts Meinung aufsuchte und dieser Isenhardt – wenn auch mit anderen Worten – zustimmte. Lediglich in Hieronymus hatte Konrad von Laurin in dieser Angelegenheit ausnahmsweise einen Verbündeten gefunden. Diese Koalition hatte aber einen banalen Grund, denn Hieronymus freute sich grund-

sätzlich über jeden Muselmanen, der einen Kopf kürzer gemacht wurde.

»Ich will nichts hören«, sagte Konrad daher leise, als der Name des Großmeisters fiel.

»Was wollt Ihr dafür haben?«, fragte Hieronymus den fahrenden Händler mit zitternder Stimme.

»Wie könnte ich mit dem Kreuz Eures lieben Herrn Jesus Handel treiben, Vater?«, fragte Alexander von Westheim. »Es ist ein Geschenk an Euch und möge Eure Kapelle unter den besonderen Schutz Gottes stellen.«

So viel Selbstlosigkeit trieb Hieronymus die Tränen in die Augen, ein Teil der Welt schwamm vor ihm, und völlig überwältigt segnete er Alexander von Westheim, bevor er mit dem Holzsplitter in der Kapelle verschwand.

Anschließend kaufte Chlodio das Haarwuchsmittel, von dem der Jude ihm versicherte, es sei in Akkon hergestellt und tausendfach erprobt worden. Der Pinkepank wiederum machte beträchtlichen Gewinn beim Verkauf von Steigbügeln, Gabeln und Dolchen, die Alexander von Westheim in Prag zum doppelten Preis an den Mann bringen würde.

Henrick hatte ein Auge auf die beiden schwarz gefiederten Hühner geworfen, die ihr Dasein in einem kleinen Käfig fristeten, der ihnen kaum genug Platz bot, um sich um die eigene Körperachse zu wenden.

Von Westheim nannte sie »Cochin-Hühner«, da sie aus der Region *Cochin* in China stammten – das jedenfalls erzählte er. Henricks Leidenschaft für das Federvieh war von solcher Reinheit, dass der Händler es nicht über sich brachte, ihn zu belügen. Zudem hielt er Henrick für leicht zurückgeblieben. Nichts war einfacher und bereitete weniger Spaß, als einen Simpel übers Ohr zu hauen. »Sie legen nur achtzig Eier im Jahr«, gestand er deshalb.

Henrick nickte mit abwesendem Blick. Eier? Es war typisch für einen Händler, die Dinge nur unter dem Aspekt von Wert und Gegenwert zu betrachten, dachte Henrick. Was dem Juden dadurch für eine Welt verschlossen blieb! Hatte er denn kein Auge für den

Daunenreichtum der beiden Hühner? Für ihre reich befiederten Läufe und die zierlichen Köpfe? Für ihre – trotz der beengten Situation – würdige Haltung?

Vermutlich nicht. Henrick hatte schon früh begriffen, dass er in einer Welt zu Hause war, in der man sich nur ein wenig dumm anstellen musste, um von schweren oder komplizierten Arbeiten verschont zu bleiben. Deswegen wurde Isenhart in der Schmiedekunst unterwiesen und nicht er. Keine beißenden Dämpfe, kein Schwitzen, keine Verbrennungen an Armen und Händen.

Wegen seines scheinbar mangelnden Geschicks behelligte man ihn nur noch mit Arbeiten, bei denen weder Menschen noch Tiere oder Gegenstände zu Schaden kommen konnten. So sammelte er Reisig oder drosch draußen mit dem Gesinde das Korn.

Henrick war daher nicht sonderlich überrascht, wie tief Alexander von Westheim den Wert der Cochins-Hühner veranschlagte, denn er hatte beobachtet, dass die Genugtuung des Händlers über ein erfolgreiches Geschäft umso größer ausfiel, je schlauer er sein Gegenüber wählte. Sanft auf die Hühner einredend und innerlich jubelnd trug Henrick die Cochins zu dem Gehege.

Von Westheim verkaufte Safran und Zimt, Wolle und Leinen, Leder und Armreife. Da bemerkte er Anna und Sophia. Sophia trug die Haare, deren Blond ein wenig ins Rötliche ging, immer noch recht kurz. Sie standen ihr struppig vom Kopf ab. Zusammen mit ihrer Schwester sollte sie Salz kaufen. Anna trug ihre Haare offen, sie fielen ihr auf die Schultern. Anders als ihre jüngere Schwester, die stets einen für ihr Alter ungewöhnlichen Ernst und grimmigen Blick an den Tag legte, war Anna von einer erfrischenden Heiterkeit. Nichts schien sie zu bekümmern.

Und sie war hübsch, wenn auch zu dünn, um wirklich schön zu sein.

»Komm näher, schönes Kind«, sagte von Westheim trotzdem und lächelte.

»Wir brauchen Salz«, sagte Sophia.

Isenhart fand, sie benahm sich wie ein Trampel. Sie bewegte sich auch wie einer.

Von Westheim nickte zwar, sein Interesse galt aber ausschließlich Anna. »Ich habe etwas für dich«, fuhr er fort, griff in eine Kiste und zog einen kleinen Lederbeutel hervor, den er ihr reichte. Um sie herum schaute das Gesinde nach den Waren auf der Wagenfläche, prüfte die Festigkeit von Holzgabeln und die Struktur der Tücher.

»Was ist das?«, fragte Anna.

Der Händler ging in die Hocke, betrachtete Anna einen Augenblick, ihre Gesichtszüge, die schmalen Schultern.

»Das sind Kräuter aus Toledo, wer diesen kleinen Beutel bei sich trägt, der wird begehrt sein.«

Annas Augen hefteten sich umgehend auf den wundersamen Lederbeutel.

»Wir haben nur Münzen für Salz«, quäkte Sophia.

Bei Licht betrachtet waren ihre Züge grob, stellte Isenhart fest. Alexander von Westheim beachtete sie einfach nicht.

»Was wollt Ihr dafür haben?«, fragte Anna.

»Ein Lächeln.«

Sie schenkte dem Juden ein wunderschönes Lächeln, und Isenhart war überrascht über den kleinen Stich, den sie ihm damit versetzte.

Wenn Alexander vom Westheim seine Reiseberichte zum Besten gab, fand er in Konrad seinen treuesten Zuhörer. Konrad interessierte jede Begebenheit, die dem gerade 28-jährigen Mann widerfahren war. Dessen Vater, Magnus von Westheim, der den Leuten verdünnte und mit Zucker aufbereitete Kuhpisse als orientalisches Heilgetränk angedreht hatte, war im vergangenen Frühjahr bei Montpellier im Duell um eine Hure erschlagen worden. Böse Zungen behaupteten, er sei sternhagelvoll auf dem Kampfplatz erschienen.

Alexander jedenfalls hatte die Geschäfte des Vaters übernommen, und wie nur wenige in dieser Zeit hatte er die weite Reise über die Seidenstraße bis nach China gewagt. Er erzählte von heißen Wüsten und bitterkalten Gebirgspässen – wo er auch dem Stamm der

Zweiköpfigen begegnet sei –, von fremden Bräuchen und Kleidern (Anna und Sophia waren ganz Ohr) und von den Kämpfen um sein Hab und sein Gut.

Von Westheim hatte für jeden die passende Neuigkeit parat.

Anna umkreiste ihn am Abend wie die Sonne die Erde.

Isenhart reinigte den Ofen und sah die beiden über den Burgfried zu dem Wagen des Händlers schlendern. Anna trug den Beutel um den Hals, und Isenhart fragte sich, was Alexander von Westheim so Komisches zu erzählen hatte, dass sie ihn in einem fort anlächelte.

Er konnte dieses Gefühl, als erwärme sich plötzlich sein Blut, noch nicht einordnen. Es war ein Vorgeschmack auf das Brennen der Eifersucht.

Etwas geschah mit Isenhart in diesen Wochen. Und nicht nur mit ihm.

Zwei kleine Wölbungen zeichneten sich unter Annas Kleid ab, die Isenhart in tiefe Verwirrung stürzten. Anna und Sophia waren Nervensägen, denn sie waren Mädchen. Aber immer öfter ertappte er sich dabei, Anna nicht mehr zuzuhören, wenn sie das Wort an ihn richtete, sondern ihr Antlitz zu studieren.

Ihren Mund, die hellen Zähne, das glatte blonde Haar, die stets leicht geröteten Wangen, ihre schmalen Finger und vor allem diese graublauen Augen. Jedes Gesetz verschmähend, das Isenhart kannte, wirkte all das und noch viel mehr auf unvorhersehbare Weise zusammen, potenzierte sich mit ihrer Art, sich zu bewegen, und addierte sich mit ihrem Lachen, das jeden Ernst dahinfegte, zu einer für Isenhart unermesslichen Summe, die mehr war als die Gesamtheit ihrer Teile. Es war ein Zauber, der sie umgab und ihn erfasste, der ihm zeit seines Lebens unerklärlich blieb und einzig aus diesem Mysterium seine Kostbarkeit bezog.

Waren ihm früher die Antworten auf Annas Fragen fast spielerisch von der Hand gegangen, kam er nun häufig ins Stottern. Und wenn er vorsichtshalber schwieg, kam Isenhart sich vor wie ein minderbegabter Idiot. Um von Walther von Ascisberg zu hören,

dass man dieses – »minderbegabter Idiot« – in der Rhetorik einen Pleonasmus nennt, ebenso wie einen »schwarzen Raben«.

Isenhart nickte zwar, aber er fragte sich, ob an diesem Lederbeutel wirklich etwas dran war.

Anna warf ihn nach einer Woche weg, weil er zu stinken begonnen hatte. An dem Beutel lag es also nicht.

Nur drei Tage später begann Saladin mit der Belagerung Jerusalems, das unter dem Befehl von Balian von Ibelin verteidigt wurde. Die aussichtslose Situation der Christen führte am 2. Oktober 1187 zur Übergabe Jerusalems an Saladin.

Die Burg Laurin erreichte die Nachricht im darauffolgenden Jahr.

6.

ANNO DOMINI 1188



ott hat uns alle mit den vier Lebenssäften ausgestattet«, sagte Hieronymus. Er stand vor dem kleinen Altar, den er zum Ruhme Jesu für den Holzspan in der Kapelle errichtet hatte.

»Walther von Ascisberg hat uns schon ...«, begann Isenhart.

»Walther von Ascisberg«, unterbrach ihn Hieronymus barsch, »tut hier nichts zur Sache.«

Konrad und Isenhart wagten nicht zu widersprechen.

Vater Hieronymus argwöhnte, sie könnten größeren Gefallen an den Lehrstunden bei von Ascisberg finden. Der hatte ihnen bereits von den vier Lebenssäften erzählt. Es handelte sich um die von Hippokrates ausgehende Lehre vom Gleichgewicht der Säfte, die der griechische Arzt und Gelehrte Galenos von Pergamon verfeinert hatte. Isenhart haftete noch sehr genau im Gedächtnis, wie Hieronymus nach dieser Lehre behandelt und geheilt worden war.

»Jeder Mensch besteht aus diesen vier Lebenssäften: Blut, Schleim, gelbe und schwarze Galle«, fuhr der Geistliche fort.

Konrads Augenlider senkten sich und gönnten ihm eine Pause vom Sonnenlicht, das ihn heute Morgen eigenartig grell heimsuchte.

Der Rohrstock durchschnitt die Luft so schnell, dass er ein giftiges Surren verursachte, bevor er auf Konrads Fingerkuppen niederfuhr. Der zuckte vor Überraschung und Schmerz zusammen.

»Aufstehen«, befahl Hieronymus, seine Nasenflügel blähten sich auf.

Konrad schoss in die Höhe, für einen Sekundenbruchteil glitzerte in seinen Augen die blanke Mordlust.

»Bleib stehen«, sagte der Geistliche ungerührt, »das belebt die Geister.«

Die vier Säfte, so Hippokrates' Theorie, standen in Verbindung mit den Zuständen der unbelebten Welt: warm, kalt, feucht und trocken. »Es ist die Theorie von Gleichgewicht und Ungleichgewicht«, erklärte Hieronymus, »aber auch die Theorie vom Temperament eines Menschen.«

Laut Hippokrates und Galenos bestimmte das Vorherrschen eines Saftes auch das seelische Temperament des Menschen. Lag ein Ungleichgewicht zugunsten des Blutes vor, so hatte man es mit einem Sanguiniker zu tun, der sich durch sein lebhaftes Wesen und seine Heiterkeit auszeichnete; Isenhard musste unweigerlich an Anna denken. Was nichts zu bedeuten hatte, da er seit Wochen sowieso ständig an sie dachte.

Ein Übermaß an Schleim begründete den Phlegmatiker, dessen prägnanteste Eigenschaft die Trägheit war. Konrad und Isenhard blickten bei Hieronymus' Erklärung unabhängig voneinander in den Hof, in dem Henrick sich um seine Cochins kümmerte.

Dann waren da noch die schwarze und die gelbe Galle. »Der Choliker wird von der gelben Galle geleitet«, erläuterte Hieronymus. »Galenos hat ihn als aufbrausenden Menschen beschrieben.«

»Da fällt mir niemand ein«, meinte Konrad und sah zu Isenhard, »dir?«

Isenhard grinste, schüttelte aber den Kopf.

»Was gibt's denn da zu grinsen?«

»Nichts.«

Der Melancholiker schließlich, dem Schwermut und Trübsinn zugeneigt, litt der Hippokratischen Lehre nach an zu viel schwarzer Galle.

»Nur, wenn sich alle vier Säfte im Gleichgewicht miteinander befinden, geht es dem Menschen gut. Hat er von einem der Säfte zu viel oder zu wenig, wird er erkranken«, schloss Hieronymus. Er warf einen ehrfürchtigen Blick auf den Holzsplitter.

»Da hat Hippokrates aber einen Lebenssaft vergessen«, merkte Konrad mit scheinheiliger Miene an.

Hieronymus riss sich vom Anblick des Spans los. »Blut, Schleim, gelbe und schwarze Galle«, zählte er auf, »das sind die vier Säfte. Welcher sollte der fünfte sein?«

»Einer, der den Männern vorbehalten ist«, erwiderte Konrad und grinste breit.

Hieronymus lief puterrot an.

Sicher, da war die Geschichte mit Bruder Reinhold gewesen, nach schwerem Tagewerk hatten sie die Kutten abgelegt und im Fluss nach Erfrischung gesucht. Die Körper junger Männer, die durchs Wasser glitten, eine zufällige Berührung hier, ein heimlicher Blick dort. Tropfen auf nackter Haut, am Ufer, hin und wieder schoss Hieronymus diese Erinnerung durch den Kopf.

Etwas war über sie gekommen, Reinhold und er wurden von einer animalischen Geilheit erfasst, die sie diese *Dinge* tun ließ.

Hieronymus dachte mit tiefer Abscheu an jenen Nachmittag zurück. Gott hatte ihn in Versuchung geführt, und er hatte sich als unwürdig erwiesen. Reinhold zog ins Heilige Land, angeblich war ihm Jesus im Schlaf erschienen, aber Hieronymus wusste es besser. Reinhold wollte die Sünde, die eine Reihe schöner Gefühle mit sich gebracht hatte, durch seinen Bußgang ungeschehen machen.

Im Hafen von Genova, wo er sich um eine Überfahrt nach Tripolis bemühte, wurde er von Wegelagerern erstochen. Hieronymus schämte sich für die Erleichterung, die er empfunden hatte, als die Nachricht ihn erreichte. Ihr Geheimnis ruhte nun allein bei ihm.

Aber darauf konnte Konrad von Laurin, dieser ungehobelte Spross einer Linie, die sich bisher nicht gerade durch übermäßige Gottesfürchtigkeit hervorgetan hatte, unmöglich anspielen.

»Solch eine Bemerkung ist Eures Standes unwürdig«, befand Hieronymus daher und trat an Konrad heran, der ihm an Körpergröße mittlerweile ebenbürtig war und ihn fraglos bald überragen würde. »Ihr seid der Stammhalter Eures Geschlechts«, fuhr der Geistliche fort, »Euer Stand trägt Verantwortung, denn er ist Vorbild. Euer anrühiger Scherz findet vielleicht in den Kreisen eines Pinkepanks Anklang«, fuhr Hieronymus fort, während eine senk-

rechte Ader auf seiner Stirn mehr und mehr answoll, »aber er ist nicht standesgemäß. Ja, er ist *un-an-ständig*.«

Die Wut, die in Hieronymus hochstieg und ihm die Brust zusammenpresste, hatte ihren Ursprung nicht in dem geschmacklosen Scherz dieses flügge gewordenen Jungen, sondern in Konrads Geringschätzung ihm gegenüber.

Der junge Laurin kam eben nach seinem Vater. Stur wie ein Maulesel, keinem Kampf aus dem Wege gehend und so gläubig wie ein Kuhfladen. Konnte man dem Jungen etwa einen Vorwurf machen?

Die Liebe, die Hieronymus für ihn empfand, wurde mit zunehmendem Alter Konrads immer weniger erwidert, bis sie irgendwann ganz ausblieb. Nur zu gern hätte Hieronymus die Seele dieses Jungen vor der ewigen Verdammnis bewahrt, aber Konrad von Laurin hatte seine Wahl längst getroffen.

Isenhart räusperte sich, und der Geistliche lenkte seinen Blick auf den hageren Jungen. »Aber Schweine bestehen aus mehr als den vier Säften.«

Dieser unheimliche Junge platzte vor Neugier und Wissensdurst. Isenharts schnelle Auffassungsgabe bereitete Hieronymus zuweilen Angst.

Natürlich war Hieronymus in jener Hütte unten am Wald gewesen, in der sich all das abgespielt hatte, worüber Sigimund von Laurin zu sprechen verboten hatte.

Ein Fremder hat das Kind zum Leben erweckt.

Der Fremde.

Wer mochte das gewesen sein? Wer besaß die Macht, Tote wiederauferstehen zu lassen? War der Fremde ein direktes Werkzeug Gottes?

Auch die Rolle Walthers von Ascisberg in dieser ganzen Angelegenheit blieb im Dunkel. Warum hatte er den Säugling zur Burg Laurin gebracht? Weshalb sollte dieses Kind, das mehr wusste als sie alle – denn es war im Reich der Toten gewesen –, schreiben und lesen lernen?

»Schweine bestehen doch aus mehr als vier Säften«, wiederholte Isenhart und riss den Geistlichen damit aus seinen Gedanken.

Wieder begann die Ader auf Hieronymus' Stirn zu pulsieren. »Wer bist du, dass du die Krone der Schöpfung Gottes mit Mastvieh vergleichen willst?«, polterte er.

»Das will ich gar nicht, ich frage mich nur ...«

Dieses eine Mal knallte der Rohrstock nicht auf Isenharts Fingerkuppen, sondern auf die Kante des Pults, an dem er saß. Der Rohrstock zersprang mit einem trockenen Knall in zwei Stücke.

Hieronymus war darüber nicht weniger verduzt als Isenhart. Und über Konrads Lippen kräuselte ein Lächeln.

Alle waren erstarrt.

»Ich wollte nur ...«, begann Isenhart erneut.

»Schweig!«

Jemand räusperte sich hinter ihnen, sie alle fuhren herum. Sigmund von Laurin stand im Eingang, mit dem Kopf deutete er eine Verbeugung in Richtung des Geistlichen an. Von Laurin trug einen Plattenpanzer, Isenhart erkannte ihn wieder. Chlodio hatte ihn gefertigt, er war ein Meisterwerk.

Seit die Armbrustbolzen den Schutz, den ein Kettenhemd üblicherweise bot, mehr oder minder neutralisiert hatten, wie Walther sie gelehrt hatte, rüsteten jene, die es sich leisten konnten, auf. Der Plattenpanzer war daher nicht allzu verbreitet. Außerdem prallten die Bolzen zwar wirkungslos an ihm ab, aber sein Träger bezahlte die relative Unverwundbarkeit mit einem Mangel an Behändigkeit.

Der Burgherr hatte sich einen Kinnbart stehen lassen, und ebenso wie Isenhart es schon bei Walther von Ascisberg bemerkt hatte, mischten sich die ersten feinen silbernen Haare darunter und ersetzten die grauen. Sie wurden alt. Von Ascisberg wirkte noch keineswegs gebrechlich, aber gewisse Bewegungen und Haltungen – etwa die linke, leicht hängende Schulter, die er mit den Jahren immer weniger verbarg – kündeten doch von körperlichem Verfall.

Isenhart war das bei ihrem letzten Treffen aufgefallen. Walther von Ascisberg hatte ihnen eine Abschrift der taufrischen Übersetzung eines Buches mitgebracht, das von einem Franzosen verfasst worden war: Chrétien de Troyes' »Li Contes del Graal«, in dem es

um einen gewissen Perceval ging. Konrad machte keinen Hehl aus seinem Desinteresse, also nahm Isenhart es in seine Obhut, für den es auch eigentlich bestimmt gewesen war.

Sigimund von Laurin zählte bald 56 Lenze, er war schon lange kein Springinsfeld mehr. Aber er hatte Kraft, Konrad kam unübersehbar nach ihm, auch wenn ihm die natürliche Präsenz seines Vaters abging. Er strahlte auf natürliche Weise Macht aus, ohne dabei ignorant zu wirken.

»Zeit zu kämpfen«, sagte er. Als geschwätzig konnte man ihn beim besten Willen nicht bezeichnen, dachte Isenhart.

Konrad atmete erleichtert aus, nur allzu bereitwillig verließ er die Kapelle.

Hieronymus empfand die unerbetene Beendigung seines Unterrichts nicht als Herabsetzung. Zum einen waren Konrads Lehrjahre praktisch abgeschlossen, es gab kaum etwas, was der Geistliche ihm und Isenhart noch hätte vermitteln können, zum anderen mochte man von Sigimund von Laurin halten, was immer man mochte – seine Entscheidungen waren stets klug.

Konrad musste darin unterwiesen werden, das Haus Laurin zu führen. Eines nicht allzu fernen Tages würde Sigimund von Laurin hinter seinen Sohn zurücktreten und ihm die Geschicke des Hauses überlassen. Da das niemandem zum Nachteil gereichen sollte, war es notwendig, Konrad in alles einzuweißen.

Dazu gehörte auch der Kampf.

Wenige Wochen später sollte Hieronymus' Wohlwollen für den Burgherrn allerdings einer gewissen Verstimmung weichen. Ursache war niemand Geringerer als Friedrich I., genannt Barbarossa, Kaiser des Heiligen Römischen Reiches.

Nach der Niederlage an den Hörnern von Hattin war die Nachricht vom Verlust Jerusalems weit mehr als nur ein weiterer Schock. Das Abendland war vor Entsetzen wie gelähmt, etwas schier Undenkbares hatte sich ereignet.

Die einen beschlich die Furcht vor Saladin und seinen Plänen, über die nur spekuliert werden konnte: Würde er nach Konstan-

tinopel vorrücken? Die anderen empfanden es als eine unglaubliche Schande und Demütigung, dass sich die Stadt des Königs aller Könige in der Hand von Ungläubigen befand. Ein Leben, in dem sie dieses tatenlos hinnahmen, war für sie ohne Wert.

Zu ihnen zählte Barbarossa.

Papst Gregor VIII. hatte zu einem dritten Kreuzzug aufgerufen. Dessen Beginn erlebte er nicht mehr. Aber sein Nachfolger Clemens III. hielt an dieser Linie fest. Barbarossa hatte im März auf dem Hoftag zu Mainz seine Teilnahme erklärt. Der Mann war immerhin 66 Jahre alt, und seine Entscheidung nötigte im Reich und im gesamten Abendland jedermann Respekt ab.

Konrad war sich noch nicht im Klaren gewesen, ob Barbarossa sein neuer Held sein sollte, aber im Mai verdrängte der Kaiser endgültig den Templer-Großmeister Gérard de Ridefort von Konrads persönlicher Heldenliste. Dieser fiel auf den zweiten Platz – ganz wollte Konrad de Ridefort nicht aus seinem Herzen bannen.

Im Mai nämlich, erfuhren sie von Walther von Ascisberg, sandte Friedrich Barbarossa ein Schreiben an Sultan Saladin, in dem er ihn zum Zweikampf in der ägyptischen Ebene Zoan aufforderte. Und zwar für den 1. November 1188.

»Tollkühn«, nannte Konrad dieses Schreiben. Isenhart musste ihm recht geben.

Hieronimus war außer sich vor Freude, Friedrich – ohnehin für jeden deutschen Christen obligatorischer Bestandteil des täglichen Gebets – wurde mit einem Psalm extra bedacht. Der dritte Kreuzzug war in seinen Augen unumgänglich. Vielleicht würden sich noch andere Herrscher anschließen, bestimmt sogar.

»Hört Ihr mir überhaupt zu?«, fragte Hieronimus, als er sich über den Kreuzzug ausließ und wahrnahm, dass Konrad seinen Blick nach draußen gewandt hatte. Der Geistliche schnaubte, erhob sich, griff nach dem Rohrstock und ging auf Konrad zu. Isenhart räusperte sich, um ihn zu warnen. Vergebens.

Konrad blickte erst auf, als Hieronimus ihm die Sicht verstellte. »Ich schließe mich an«, sagte Konrad mit fester Stimme.

Vor Verblüffung entglitt dem Geistlichen der Rohrstock.

Alles, *wirklich alles*, hätte er von diesem Jungen erwartet, eine weitere Enttäuschung beispielsweise, aber nicht dieses Zeugnis des festen Glaubens.

Das also, schoss es Hieronymus durch den Kopf, war endlich der Lohn für die Mühsal, die er mit dem Sohn des Fürsten durchlitten hatte. So trug sein Unterricht am Ende doch noch Früchte. Der Herr hatte ihn aus diesem Grund zu seinem Werkzeug bestimmt.

Er beschloss, Konrad den Splitter aus dem Kreuz Christi mit auf den Weg zu geben – etwas Wertvolleres besaß er nicht. Vor seiner Abreise würde er ihn mit dem Segen Gottes versehen. Und die Bibel würde er ihm auch mitgeben.

Isenhart kam in den Sinn, dass Konrad schon die letzten Tage nie ganz bei der Sache gewesen war. Wenn er ihn mit Gérard de Ridefort aufzog, nickte er lediglich.

»Lustig, Isenhart«, brummte er nur, und seine Gedanken kehrten zurück an jenen Ort, von dem Isenharts Neckerei sie aufgescheucht hatten. In diesen Augenblicken, begriff Isenhart nun, hatte Konrad vermutlich seine einsame Entscheidung gefällt.

Ihm waren lediglich zwei Männer bekannt, die an einem Kreuzzug teilgenommen hatten. Aber das beredte Schweigen von Sigimund von Laurin und Walther von Ascisberg über ihre Teilnahme am zweiten Kreuzzug erzählte ihm mehr, als sie preisgeben wollten. Er ahnte die Torturen und die Strapazen, die die Kreuzritter auf sich genommen hatten.

Ein Blick von Sigimund von Laurin genügte, und Isenhart meinte, den Angstschweiß riechen zu können, den ihre Körper damals ausgestoßen hatten. Und wenn von Ascisberg sie, gelöchert von Konrads Fragen nach Kampf und Ruhm auf dem Weg nach Jerusalem, mit einem milden Lächeln bedachte, ermaß Isenhart aus der Kraft, die dieses Lächeln seinen Lehrmeister kostete, mit welchen Schrecken und Alldrücken die gestandenen Männer heimgekehrt waren. Ganz gewiss waren es nicht jene Abenteuer mit brenzligen Situationen und glücklichem Ausgang gewesen, die Konrad vor-schwebten.

»Einmal habe ich Massen an Vögeln gesehen, so viele Vögel, wie ich noch nie ...«, hatte von Ascisberg eines Morgens begonnen, als Isenhart sich mit ihm über das Flugverhalten von Jagdvögeln unterhielt. Walther von Ascisberg unterbrach sich, mitten im Satz, kurz zitterten seine Nasenflügel, dann hatte er sich wieder im Griff.

»Was war mit den Vögeln?«

»Nichts, Isenhart.«

Er log. Isenhart sah die Vögel in seinen Gedanken nun auch, sie kamen in Scharen und ließen sich auf den Erschlagenen nieder, die neben- und übereinander auf einem Feld lagen. Die Vögel bedienten sich zuerst an ihren Augen.

Isenhart saß mit Konrad am Fluss, sie angelten.

»Ich komme mit«, sagte Isenhart in die Stille hinein.

Konrad warf ihm einen prüfenden Blick zu. Dann wurde ihm warm ums Herz. Isenhart meinte es ernst, das begriff Konrad. Aber er spürte sehr genau die Angst, die den jungen Schmied gleichwohl erfüllte, die leicht gepresste Stimme verriet es. Damit konnte es für Isenharts Entscheidung nur einen Grund geben: ihn, Konrad.

Isenhart dabeizuhaben wäre schön, dachte Konrad. Auch, wenn er ihm die Sache mit dem Knecht noch nachtrug – Isenhart verfügte über ein beneidenswertes Gedächtnis –, waren sie doch so etwas wie Freunde geworden, obwohl sie – wie auch Walther und Sigmund – nie ein einziges Wort darüber verloren hatten. Selbst sein Vater, der gegen jeglichen näheren Umgang mit dem Gesinde war, duldete dieses Band zwischen ihnen.

Für Konrad würde alles neu sein auf dem Kreuzzug. Einen Gefährten an seiner Seite zu haben, mit dem er sich austauschen konnte, erschien ihm tröstlich.

Sein Vater sprach stets von der Verantwortung, die er gegenüber der Familie, der Blutlinie, und dem Gesinde trug. Damit hatte Konrad nichts anfangen können. Die Leute arbeiteten für seinen Vater, dafür wurden sie entlohnt. Sollte er etwa auch noch das Denken für sie übernehmen? Seine schützende Hand über sie halten?

Diese Verpflichtung war Konrad widersinnig erschienen. Bis jetzt. Bis zu dieser Stunde, in der er sich mit Isenhart am Fluss wiederfand. Ja, sagte er sich, genau das bedeutete es: die Hand schützend über seine Nächsten zu halten und notfalls auch Entscheidungen über ihren Kopf hinweg, aber für ihr Wohl zu treffen.

Isenhart und er waren eigentlich grundverschieden, sie hatten wenige Gemeinsamkeiten. Isenhart ließen Männer, die große Taten vollbracht hatten, kalt, und er, Konrad, konnte sich nur schwerlich für die Sprache von Hühnern erwärmen oder für die Frage, warum die Bäume im Herbst ihr Laub abwarfen.

Isenharts Geste aber rührte ihn zutiefst. Das erste Mal spürte er die Verantwortung, von der sein Vater gesprochen hatte. Isenhart hatte bei einem Kreuzzug nichts verloren, am wohlsten fühlte er sich in einem Raum mit Schriftrollen. Sein Angebot anzunehmen, hätte bedeutet, zu Isenharts Nachteil zu handeln.

Also schüttelte er den Kopf. »Ich kann mich nicht um zwei kümmern«, sagte Konrad.

Isenhart war erleichtert und enttäuscht zugleich. Die Enttäuschung überwog, und sie rührte daher, dass Konrad offensichtlich überhaupt nicht begriff, was sein Entschluss, mit ihm zu ziehen, im Kern bedeutete.

Er bedeutete: Ja, ich verbringe zwei oder drei Jahre meines Lebens an deiner Seite, ich gehe mit dir durch Schnee, Sturm und Hitze, brüderlich teilen wir die Entbehrungen und die unwiederbringlichen Momente, ich kämpfe an deiner Seite, und wenn es sein muss, sterbe ich auch an ihr. Konnte es ein größeres Versprechen geben? Und alles, was Konrad dazu zu sagen hatte, war: Ich kann mich nicht um zwei kümmern?

»Ich kann sehr gut auf mich selbst aufpassen«, antwortete Isenhart verärgert.

Konrad erhob sich, legte die Angel beiseite und sah Isenhart in die Augen. Dabei war er bemüht, eine möglichst abschätzige Miene an den Tag zu legen. »Wir brauchen keine Knechte bei diesem Vorhaben«, sagte er, wandte sich ab und ging.

Damit hatte er Isenhart hoffentlich ins Mark getroffen.

Der blieb fassungslos am Flussufer zurück. Nie zuvor hatte ihn irgendetwas so tief verletzt wie diese Worte. Konrad hatte mit einem einzigen Satz alles abgewiesen, was er war, alles für wertlos erklärt, was Isenhart zu geben bereit war. Im Grunde hatte er seine ganze Person infrage gestellt.

Er warf dem jungen Laurin einen Blick nach. Der schaute sich über die Schulter und nun, da er Isenharts Blick bemerkte, wendete er den Kopf schnell ab.

Das war der Moment, in dem Isenhart ihn durchschaute. Er hätte weinen mögen vor so viel Zuneigung.

»Ich verbiete es«, mehr sagte Sigimund von Laurin nicht dazu.

Konrad stand in Hieronymus' Beisein vor ihm in der Kapelle, und es war schwer zu sagen, wem von beiden die Worte mehr zusetzten.

»Warum?«, fragte Konrad.

Sein Vater trat an ihn heran, er betrachtete seinen Sohn, vielleicht erkannte er in dieser Ungeduld, die Konrad umtrieb, sich selbst in jungen Jahren wieder. »Weil ich es sage«, erwiderte er. »Die Ernte ist gut ausgefallen, warum bist du nicht draußen auf dem Feld und machst dich nützlich?«

»Soll ich etwa Korn dreschen?«

Sigimund nickte: »Kein Laurin ist sich zu schade, das Wohl des Hauses zu mehren. Merk dir das.«

»Aber da ist Gesinde«, erwiderte Konrad zornig.

»Arbeit ist keine ansteckende Seuche. Und jetzt geh und sei ihnen Vorbild.«

Konrad gab seinen Widerstand auf und ging – aber nur so weit, wie es sein Gehörsinn erlaubte.

»Es ist die heilige Pflicht eines jeden Christen ...«, begann Hieronymus.

»Ich war unter Konrad dem Dritten auf dem Weg nach Jerusalem«, unterbrach Sigimund, »ich habe mehr als ein Dutzend Ungläubige getötet, für den irdischen Teil meines Lebens sollte das heilige Pflicht genug sein.«

Hieronymus schluckte, obwohl die Kaltschnäuzigkeit des Fürsten von Laurin weithin bekannt war, wenn es sich um Glaubensfragen drehte.

»Aber Euer Sohn ...«, wagte Hieronymus einen zweiten Anlauf.

»Bleibt hier«, unterbrach Sigimund erneut. »Ich will von diesen Dingen nichts mehr hören. Ich kann Konrad nicht so lange entbehren.« Damit ließ er Hieronymus stehen.

Das Wort eines Fürsten mochte einem behagen oder auch nicht, aber es war Gesetz.

Während Konrad im Hof Hiebe von seinem Vater kassierte, saß Isenhart oben am Fenster der Kapelle und las in Chrétiens Werk. Von hier aus hatte er freien Blick auf Vater und Sohn.

Sigimund von Laurin trainierte mit Konrad in einer Ecke des Burghofs, sie trugen Helme und Kettenhemden, die Schwerter waren an ihren Spitzen mit mehreren Lagen Leinen bespannt, um schwere Verletzungen auszuschließen.

»Du musst schneller parieren«, urteilte Sigimund von Laurin ohne jeden Vorwurf, nachdem er seinen Sohn mit einem Treffer an den Rippen aus dem Gleichgewicht gebracht hatte.

»Mein Schwert ist viel zu schwer für eine schnelle Parade«, brachte Konrad mit mühsam unterdrücktem Zorn hervor.

»Durch Lamentieren büßt es nicht an Gewicht ein«, beschied sein Vater ihn, »und achte endlich auf einen festen Stand.«

Isenhart musste schmunzeln. Er wusste, was als Nächstes passieren würde. Konrad würde seine Wut nicht länger unter Kontrolle halten können – und den nächsten Fehler begehen.

Konrad startete einen Ausfall, ihm schwebte eine Serie von fünf, sechs Schlägen vor, mit denen er seinen Vater in die Knie zwingen wollte. Aber schon der erste durchschnitt lediglich die warme Juniluft. Sein Vater war dem Hieb mit überraschender Schnelligkeit ausgewichen. Konrad, der all seine Kraft in den Schlag gelegt hatte, stolperte vom eigenen Schwung mitgerissen nach vorne, und sein Vater ließ den stumpfen Schwertrücken in sein Kreuz sausen,

sodass sein Sohn in den Staub stürzte. Als er sich auf den Rücken drehte, stand Sigimund von Laurin über ihm. Die Spitze seines Schwertes berührte Konrads Kehle. Dieser erstarrte.

Sein Vater sah ihm in die Augen. »Ein kühler Kopf ist das A und O. Überlass dich niemals dem Zorn.«

Er nahm das Schwert zurück, und Konrad rappelte sich auf. »Walther von Ascisberg hat vier Ungläubige im Zorn enthauptet«, hielt er seinem Vater entgegen.

Der atmete einmal tief durch. »Es war die Hand Gottes«, erwiderte er dann.

»Ja, sie hat sein Schwert geführt.«

Sein Vater schüttelte den Kopf: »Nein, die Hand hat Gott über Walther gehalten in diesem Moment. Sonst wäre er tot. Man hätte ihn in Stücke gerissen an jenem Tag.«

Konrad keuchte. Die Kämpfe mit seinem Vater entmutigten ihn, er hatte das Gefühl, alle würden zuschauen und heimlich über ihn lachen. »Ich mache Euch nichts recht«, konstatierte er und ließ das Schwert zu Boden fallen.

Sigimund von Laurin trat dicht an ihn heran, kurz funkelte der Zorn in seinen Augen auf, wich dann aber dem Mitleid. »Ich lehre dich das, was mein Vater mich gelehrt hat. Jedes Mal, wenn ich dich treffe, bereitet es mir mehr Schmerzen als dir.«

Konrad hob den Blick. Sein Vater meinte jedes Wort so, wie er es sagte.

»Du bist mein Stammhalter, Konrad. Du wirst dieses Haus führen. Deine Mutter und ich haben dich aufgezogen, es würde mir das Herz brechen, wenn du viel zu früh den Weg zum Herrgott antrittst, weil ich dich nicht gut genug vorbereitet habe.«

Konrad spürte einen dicken Kloß in seinem Hals. Im gleichen Augenblick bemerkte Sigimund von Laurin, dass er möglicherweise zwei, drei Wörter mehr verloren hatte, als ihm lieb war.

»Vater«, sagte Konrad leise und griff mit beiden Händen nach der Rechten seines Vaters, »ich wusste nicht ...«

»Schon gut«, unterbrach Sigimund, »verschwenden wir die Zeit nicht mit Empfindeleien. Heb dein Schwert auf.«

Konrad tat wie ihm geheißen, und sie nahmen die Übung wieder auf.

Die Schläge aus dem Burghof drangen nur noch von ferne an Isenharts Ohr. Er versank regelrecht in Chrétiens Buch. Er vergaß die Welt um sich herum, denn das, was der Franzose zu Pergament gebracht hatte, erschien ihm ebenso radikal wie bewundernswert.

»Was liest du da?«

Er fuhr herum.

»Was Verbotenes?«, fragte Anna und lächelte neugierig. In ihrem Blick flackerte aber noch etwas anderes mit, etwas Freches.

»Ja«, sagte Isenhardt, kniff die Augen kurz zusammen und schüttelte dann den Kopf, »ich meine natürlich nein.«

Wieder hatte sie ihn durcheinandergebracht, er hätte sich ohrfeigen können. Ihre Lippen waren roter und voller als sonst, ihr dünnes Sommerkleid war vorteilhaft geschnürt und – spielten seine Augen ihm etwa einen Streich? – sogar ein klein wenig durchsichtig, wenn das Sonnenlicht günstig fiel.

Anna hatte rote Beeren gegessen und ihre Lippen damit eingerieben. Seit ein paar Monaten veränderte sich ihr Körper. Auch ihre Umwelt unterlag einer interessanten Metamorphose. Junge Burschen und gestandene Männer, die sie früher keines Blickes gewürdigt hatten, sahen ihr nach. Manche starrten sogar.

Anna empfand Genugtuung.

Natürlich genoss sie eine Kindheit in relativem Wohlstand, gemeine Entbehrungen waren ihr fremd. Man behandelte sie freundlich und mit Respekt – aber sie spürte auch, dass diese Behandlung nicht ihr Verdienst war. Der Respekt nicht natürlich gewachsen. Er war dem Umstand geschuldet, Tochter des Fürsten von Laurin zu sein – und nichts sonst.

Diese Blicke aber, die sie seit einigen Monaten erntete, galten ihr allein. Endlich wurde Anna nicht aufgrund ihres Standes beachtet, sondern wegen ihrer Schönheit. Es waren Blicke, die ihre Mutter immer weniger auf sich zog, und Sophia noch gar nicht.

Schnell fand sie heraus, wie sie ihre Erscheinung einsetzen konnte. An jenem Abend mit Alexander von Westheim hatte sie gelernt, dass ein vorteilhaftes Äußeres Macht über Männer bedeutete, sofern man es nicht übertrieb oder an ein besonderes Exemplar geriet.

Anna hatte mit von Westheim am Feuer gegessen, es war schon spät geworden. In einem fort lächelte sie ihn an, strich sich durch die Haare, ließ ihren Umhang versehentlich über die Schulter rutschen und registrierte haargenau jede seiner Reaktionen. Dann geschahen zwei Dinge fast gleichzeitig. Im ersten Augenblick veränderte sich der Glanz in seinen Augen, er wurde durchdringend und zielgerichtet. Im zweiten Moment griff er ihr zwischen die Beine. Anna war erschrocken, sie sprang auf.

Von Westheim seufzte. »Anna«, sagte er, als sei gar nichts geschehen, »du bist ein Backfisch.«

Anna war verunsichert. Sie hatte keine Ahnung, was ein Backfisch war, außerdem fragte sie sich, ob es zum Wandel vom Mädchen zur Frau dazugehörte, sich von Männern so berühren zu lassen.

»In jedem Mann haust auch ein Wolf«, pflegte ihre Mutter zu ihr und Sophia zu sagen.

Alexander von Westheim begann zu lachen. Er löschte das Feuer und kroch unter seinen Wagen, um dort vor Wind und Regen geschützt zu schlafen. Anna kam sich benutzt und dumm vor. Andererseits hatte sie den fahrenden Händler auch benutzt. Verwirrt zog sie sich in ihre Kammer zurück.

»Was ist ein Backfisch?«

Ihre Mutter sah Anna ratlos an: »Ich weiß es nicht, wieso fragst du?«

Ihrem Vater wagte sie diese Frage nicht zu stellen, aber das amüsierte Lächeln Walther von Ascisbergs nahm sie in Kauf.

»Der Begriff stammt aus der Sprache der Seeleute«, erklärte Walther ihr, »haben sie einen Fisch gefangen, der noch zu klein ist, um ihn zu essen oder zu verkaufen, werfen sie ihn ins Meer zurück,

um ihn vielleicht später zu fangen. Ein Backfisch ist einfach noch nicht reif genug für den Fang.«

Anna begriff, dass Alexander von Westheim sie ausgelacht hatte, sie fühlte sich belächelt und gedemütigt. Außerdem machte sich ehrliche Entrüstung in ihrer jungen Brust breit: noch nicht reif genug für den Fang?

Alle Welt jedenfalls zollte ihrer Veränderung auf die eine oder andere Weise Tribut. Bis auf Isenhart.

Isenhart war der Sohn des Schmieds, er roch nach Dämpfen und Esse. Für sein Alter war er zu klein, trotzdem überragte er sie um eine Kopfeslänge. Er gehörte zum Gesinde, und es war weithin bekannt, was ihr Vater von Verbindungen zwischen dem Adel und diesem Stand hielt.

Trotzdem war es ihm gelungen, die Sympathie, wenn nicht gar Freundschaft ihres älteren Bruders Konrad zu gewinnen. Das war ungewöhnlich, denn für gewöhnlich hielt es niemand länger als eine Viertelstunde mit Konrad aus. Auch war Anna zu Ohren gekommen, er triebe mit seinen Fragen Vater Hieronymus in den Wahnsinn.

Von klein auf meinte sie zu spüren, dass Isenhart *anders* war.

Sophia, ihre kleine Schwester, die sich in nahezu allem von ihr unterschied, war wenigstens in diesem einen Punkt einer Meinung mit ihr. Und sie wusste auch, weshalb: »Isenhart hat das Jenseits gesehen.«

Sophia hatte die Wortkargheit von ihrem Vater, sie öffnete den Mund nur, wenn es sich gar nicht umgehen ließ.

Die Wahl ihres Umgangs flößte den Menschen, die sich Gedanken darüber machten, Angst ein. Es gab für Sophia nur zwei Arten von Kindern. Solche, mit denen sie sich abgab, und solche, die vor ihrer Zeit starben.

Mit Ludwig etwa, Isenharts kleinem Bruder, beschäftigte sie sich kaum. Anderthalb Jahre nach seiner Geburt raffte Ludwig die Grippe dahin.

Man sagte, Sophia habe das *zweite Gesicht*.

Als Hieronymus wegen seiner Abszesse mit dem Tod rang, teilte

Sophia die Sorge der anderen um den Geistlichen nicht. Sie hatte von ihm geträumt. Er stand in seiner Kutte neben dem Fährmann auf einem Floß. Seine Haare waren grau. »Der Herr ruft ihn noch nicht«, stellte Sophia daher fest.

Hieronymus konnte sich gar nicht entscheiden, wen von beiden er unheimlicher fand: Isenhart oder dieses Mädchen, das merkwürdige Dinge von sich gab, etwa als Kaiser Friedrich Barbarossa samt Gefolge an der Burg von Laurin vorbeizog. Man konnte den prächtigen Tross von der Brustwehr aus sehen. Sophia war noch klein, vielleicht vier Jahre alt. Sigimund hielt sie auf dem Arm. Er deutete auf den Kaiser.

»Er kriegt keine Luft«, sagte Sophia bestürzt.

»Doch«, widersprach Anna, »er atmet doch.«

Aber Sophia hatte nur den Kopf geschüttelt.

Mit dem, was sie über Isenhart gesagt hatte, kehrten Annas Gedanken an ihren Ausgangspunkt zurück. Er hat das Jenseits gesehen, was sollte das bedeuten? Hatte er den Tod eines Menschen mit ansehen müssen?

Auf alle Fälle unterschied Isenhart sich von all den anderen Jungen in seinem Alter. Und er war, ihr Vater und Bruder ausgenommen, der Einzige, der ihr nicht auf den Hintern starrte.

Natürlich war er nicht adlig, durch seine Adern floss das Blut eines Pinkepanks. Aber was hieß das schon?

Als ihr Vater Sophia und sie vor wenigen Wochen zum Markt nach Grüningen mitgenommen hatte, wo Bauern und Händler Dinge des täglichen Lebens feilboten, waren sie auf Maximilian von Grundauf und seinen sechzehnjährigen Sohn Dolph getroffen.

Während Maximilian und Sigimund nach Höflichkeiten Neuigkeiten austauschten, war Dolph damit beschäftigt, sich vor Anna aufzuplustern. Nachdem er seine Reisen nach Mainz und Regensburg erwähnt hatte, streifte er beiläufig den Reichtum der Ländereien seines Vaters, die eines Tages an ihn fallen würden, betonte seinen Ärger über jenen Schnupfen, der ihm bei der Teilnahme am

Kreuzzug in die Quere gekommen war («Ich erkälte mich sonst nie, und dann das. Ich war untröstlich»), und versuchte ein Kompliment: »Wenn du ein breiteres Becken bekommst, bist du bestimmt eine gute Partie für einen Nobile.« Er lächelte ihr jovial zu, als wolle er sagen: Kopf hoch, das wird schon noch.

Anna und Sophia warfen sich einen vielsagenden Blick zu. Da er ihr ohnehin keine Beachtung schenkte, stahl Sophia sich bei nächster Gelegenheit davon.

Als Dolph von Grundauf schließlich bemerkte, dass er mit Anna quasi allein war, presste er sich an sie und seinen Mund auf ihre Lippen. Anna entwand sich seinem Griff und stieß ihn zurück, ihre Augen funkelten vor Zorn.

»Zier dich nicht so«, brachte Dolph mit hochrotem Kopf hervor, »so was Besonderes bist du auch nicht.«

Auf dem Weg zurück wischte Anna sich immer wieder über ihre Lippen und verzog dabei vor Ekel das Gesicht.

»Iiuh«, kommentierte Sophia, »der hatte so wulstige Lippen.«

»Und strohdoof war er auch«, fügte Anna hinzu.

»Doof von Grundauf«, platzte es aus Sophia heraus. Sie kreischten los vor Lachen, Sigimund schmunzelte, und als sie die heimische Burg erreichten, kicherten die Schwestern immer noch vor sich hin.

Dolph von Grundauf mochte zwar aus adliger Linie stammen, aber Isenhart übertraf ihn an Charakter und Benehmen dutzendfach.

Anna hatte beschlossen, dass er der Erste sein sollte, der sie küsste.

»Also, ist es jetzt etwas Verbotenes oder nicht?«, fragte Anna in der Kapelle. Zufrieden nahm sie zur Kenntnis, dass Isenhart offenbar ihr roter Mund aufgefallen war.

»Chrétien de Troyes schreibt darin von der Suche nach dem Heiligen Gral«, sagte Isenhart und war dankbar, ein Thema zu haben, bei dem er nicht ständig ins Stottern geriet, »die Suche geht aus von einem König, der in Britannien gelebt hat: König Artus.« Er

sprang auf und gestikuliert beim Reden. Seine Arme formten einen großen Kreis. »König Artus sitzt mit seinen Rittern an einem runden Tisch. Artus ist zwar der König, aber sie alle haben dieselben Rechte. Verstehst du? Es gibt keine Stände.«

Anna konnte kaum folgen, so schnell sprudelte alles aus Isenhart heraus, aber als sie die Begeisterung und Intensität sah, die *Leidenschaft*, mit der er all das vorbrachte, wünschte sie sich, er möge diese Leidenschaft in seinen Kuss legen.

»Ist das nicht eine großartige Idee? Eine Welt ohne Stände, in der jedermann ebenso viel wert ist wie sein Nächster. Es wäre eine Welt ohne Schranken. Und genau das«, Isenhart tippte erregt auf den Buchdeckel, »entwirft de Troyes hier. Als Erzählung getarnt, wohlgeleitet. Als Zerstreuung, die viel mehr beabsichtigt.«

»Mehr beabsichtigt?«, fragte Anna überfordert.

Isenhart nickte, er war direkt vor ihr zum Stehen gekommen. Wieder einmal stellte sie fest, was für ungewöhnlich lange Wimpern er hatte.

»Ja, mehr. Dieser Text soll ein Umdenken bewirken.«

Isenhart wollte diesen Mann unbedingt treffen. Er erinnerte sich, wie Walther von Ascisberg von fremden Seelen gesprochen hatte, die im Gleichklang schwangen. Chrétien de Troyes war so eine Seele.

Außerdem stand Isenhart unerhört nahe vor der Tochter von Sigimund von Laurin.

»Ich soll Pilze sammeln, magst du mir helfen?«

Selbst mit Blindheit geschlagen hätte ihn allein ihre Stimme erlegt.

Sie schnitten die Pilze knapp über dem Waldboden am Schaft ab und drückten den Stumpf zurück in die Erde, damit er nicht austrocknete, sondern nachwuchs.

Es war ein schwüler Sommertag, Wolken zogen auf, die Luft wurde stickig. Beim Pilzesammeln nahm Anna allerlei Posen ein, von denen sie hoffte, sie könnten Isenhart ermutigen, sich ihr zu nähern. Hin und wieder berührten sich ihre Hände, als sie gleich-

zeitig einen Pilz in den geflochtenen Korb ablegten. Dann lächelten sie scheu und wandten sich schnell wieder den Pfifferlingen zu.

Isenhart hatte Anna schon manches Mal beim Pilzesammeln begleitet, aber heute bückte und bog sie sich dabei, dass das Zusehen eine reine Freude war und seinem inneren Auge Fantasien bescherte, für die er ausgiebig würde beichten müssen.

Nur zu gerne hätte er sie geküsst, aber vermutlich hätte sie ihn abgewiesen. Aber wenn er es nicht wagte, würde er keine Gewissheit haben. Doch wenn er es wagte, würde er vielleicht eine Gewissheit haben, die gleichzeitig alle Brücken zu Anna abbrach. Es war wie verhext. Man konnte es drehen und wenden, Sicherheiten gab es nicht.

Isenhart fasste sich ein Herz und trat an Anna heran, die langsam Muskelkater von den ungewohnten Haltungen bekam. Als sie sich aufrichtete, standen sie so nah beieinander, dass jedes Missverständnis ausgeschlossen war.

Ein hellblaues Leuchten erfasste sie, fast gleichzeitig erfolgte der Donner. Anna packte seine Hand, zusammen rannten sie los. Die Burg war zu weit entfernt. Instinktiv schlug Anna die richtige Richtung ein. Man konnte sie noch nicht sehen, aber Isenhart wusste um die geringe Entfernung, die sie von Giselberts Hütte trennte.

Erneut zuckte ein Blitz hinab und zerteilte den schwarzen Himmel in unvorhersehbaren Bahnen. Platzregen setzte ein, den Isenhart wegen der Frische, die er mit sich brachte, als Wohltat empfand. Auch fiel ihm auf, dass Anna beim Laufen immer noch seine Hand hielt.

Als sie durchnässt die Hütte erreichten, wurde Isenhart klar, weshalb sie dort nicht auf Giselbert stießen. Mittwochs ging er seiner Arbeit als Abdecker nach.

Sie huschten hinein, Isenhart schloss die Tür. Der Wind piff durch die Ritzen, der Regen prasselte auf das Dach und tropfte durch drei Löcher ins Innere der kargen Hütte.

Außer Atem standen sie dort, ihre Kleider klebten ihnen auf der Haut. Sie sahen sich an, und beiden klopfte das Herz bis zum

Hals. Isenhart musste schlucken. Anna unterbrach den Blickkontakt nicht, als sie an ihn herantrat. Nur eine Handbreit trennte ihre Gesichter voneinander. Anna beugte sich vor, ihre Lippen berührten die seinen. Sie waren weich und warm. Isenhart erwiderte den Kuss, er legte die Arme um Anna.

Die Zärtlichkeit, mit der er sie küsste und berührte, rief einen wohligen Schauer bei Anna hervor. Sie ließen sich auf das Lager des Carnifex sinken, ohne den Kuss zu unterbrechen. Dabei stießen sie mit den Zähnen aneinander. Sie mussten lachen.

Draußen ging die Welt unter, aber die beiden waren in den Augen des anderen versunken. Isenhart küsste sie erneut, sie umarmten sich und pressten ihre Körper aneinander. Isenhart spürte ihre Brüste, gerne hätte er sie gestreichelt, aber er war unsicher, ob sie es zulassen würde. Also begnügte er sich einstweilen damit, ihren Hals zu küssen, bis Anna seine Hand nahm und sie auf ihre Brust legte. Er fühlte, wie ihre Brustwarze sich unter seinen Fingern verhärtete. Isenhart öffnete mit der anderen Hand die Spange, die Annas Kleid oben zusammenhielt, ihm schien, als dauerte es Ewigkeiten, bis es ihm endlich gelang.

Sein Herz hämmerte, das Blut rauschte ihm nur so durch die Ohren, und für einen feierlichen Augenblick lang, in dem er zum ersten Mal ihre Brüste sah, blieb die Welt stehen.

Mit seinen Lippen erkundete er die zarten Wölbungen und spürte, wie ihr Atmen sich beschleunigte. Isenhart konnte nicht bestimmen, ob nur wenige Augenblicke oder gar eine volle Stunde vergangen waren, aber schließlich drückte Anna ihn von sich weg, und er befürchtete, sie unwissentlich verärgert zu haben.

Ihr verliebtes Lächeln zerstreute diese Sorge. Mit ihren Fingern öffnete sie seinen Umhang, ihre Hände fuhren über seinen Oberkörper. Neugierig betrachtete sie ihn dabei, beugte sich hinab und küsste ihn.

Mit der rechten Hand glitt sie hinab zu seinem Schoß, tastete über sein Glied, presste ihre Hand sanft darauf und zog ihm die Hose herunter. Dann legte Anna ihren Kopf auf seine Brust und nahm sein Geschlecht in Augenschein.

So weit, so gut, sie war nicht weniger erregt als Isenhart, aber Anna wusste nicht, was jetzt zu tun war. Also streichelte sie sein Glied und schrak zurück, weil sein Samen sich auf seinen Bauch ergoss.

In dem Moment, als sie ihn berührte, geschah es einfach, er konnte nichts dagegen unternehmen, es war wie eine sanfte Explosion in seinem Unterleib, und Isenhart wandte den Blick zur Seite und zog eilig seine Hose wieder hoch, weil er sich maßlos schämte.

Anna war überrascht, wie schnell er zum Höhepunkt gekommen war, und sie empfand Stolz für das, was sie bewerkstelligt hatte.

Die beiden tauschten noch einen langen Kuss im Schutz der letzten Baumreihe vor der Burg. Es musste ihr Geheimnis bleiben, das war ihnen klar, obwohl sie kein einziges Wort darüber verloren. Nicht auszudenken, was passieren würde, wenn Sigimund von Laurin davon erfuhr – von Konrad ganz zu schweigen.

Mit brennenden Wangen erreichten sie das Tor und wurden hereingelassen.

7.

ANNO DOMINI 1189

Chlodio hatte vorgehabt, Meister William zu treffen, den Pinkepank, der ihn vor vielen Jahren in den Schmiedekünsten unterwiesen hatte. Doch dazu blieb keine Zeit. Kaum hatte er Cannstatt erreicht, das sich zu beiden Seiten des Neckars erstreckte, traf ein Kurier ein, den Maximilian von Grundauf entsandt hatte – aus demselben Grund, aus dem Chlodio vor allem gekommen war, wie sich bald herausstellte.

Was sie erfuhren, duldeten keinen Aufschub. Chlodio benötigte eine Tagesreise zurück zur Burg Laurin. Er gab dem Pferd die Sporen, jagte über gewundene Waldwege und sah in der Abenddämmerung den Ascisberg, der sich weit über die übrige Landschaft erhob. Er nutzte ihn zur Orientierung und traf mit dem ermatteten Pferd zur elften Stunde an der Burg Laurin ein.

Sigimund von Laurin hatte ihn geschickt, weil der Schmied den Weg nach Cannstatt am besten kannte. Mit ernster Miene erwartete er ihn nun im Burgfried.

»Es gibt Anlass zur Sorge«, kam Chlodio ohne Umschweife zum Punkt, »Dolph von Grundauf, Patrick von Cannstatt und Euer Sohn sind vor vier Tagen gen Osten aufgebrochen.«

Sigimund von Laurin senkte den Kopf. Einige Momente verstrichen, dann sah er wieder auf, sein Blick traf Isenhardt, der im Halbschlaf gehört hatte, wie das Burgtor geöffnet wurde, und deshalb aufgestanden war. Sigimund ging zügig auf ihn zu, Zorn und Sorge lagen in seinen Augen.

»Wohin ist Konrad geritten?«

»Ich weiß es nicht, Herr.«

Sigimund von Laurin packte ihn an beiden Oberarmen, so fest, dass sein Griff blaue Flecken hinterlassen sollte. Isenhart war von dieser Reaktion ebenso überrascht wie von der unglaublichen Kraft; ihm war, als lägen seine Arme in Schraubzwingen.

»Bist du sein Freund, Isenhart?«

Er nickte.

Sigimund hatte offenbar nichts anderes erwartet. »Was hat er dir gesagt?«

»Nichts.«

Ein prüfender Blick noch, dann ließ Sigimund von Laurin von ihm ab. »Sattle das schnellste Pferd und besorg Proviant für eine Woche.«

Saladin hatte sich am 1. November 1188 nicht in der Ebene Zoan eingefunden, um im ritterlichen Zweikampf mit Kaiser Friedrich I. die Entscheidung zu suchen. Denn etliche Verzögerungen hatten dazu geführt, dass die Teilnehmer des dritten Kreuzzugs sich erst im April des folgenden Jahres bei Regensburg einfanden. Von dort aus wollte Barbarossa auf dem Landweg ins Heilige Land vorstoßen. Er hatte aus den anderen Kreuzzügen gelernt, in denen unerfahrene Pilger zuhauf mitmarschiert (und gestorben) waren – ihnen verweigerte er die Teilnahme.

Mit einer beeindruckenden Landstreitmacht, die aus über 20 000 Rittern bestand, war er am 11. Mai 1189 nach Ungarn aufgebrochen.

Sigimund von Laurin hatte Ende Mai Kunde von dem Kreuzzugsheer erhalten. Nur einige Tage später kehrten Otto von Cannstatt und sein Sohn Patrick auf ihrer Rückreise von Worms, wo sie vielversprechende Geschäfte abgeschlossen hatten, auf der Burg Laurin ein. Patrick lud Konrad zur Jagd auf den Ländereien seines Vaters ein. Dolph von Grundauf würde auch daran teilnehmen. Es sollte ein Jagdausflug der »Jungen« werden.

Seit Sigimund seinem Sohn die Teilnahme am Kreuzzug untersagt hatte, fühlte er sich in der Pflicht und sah in der Erlaubnis,

dass Konrad sich an der Jagd beteiligen durfte, eine willkommene Gelegenheit, ihm einen Gefallen zu erweisen.

Doch dann, zwei Tage nachdem Konrad nach Cannstatt aufgebrochen war, fiel ihm, als er mit seiner Frau Mechthild die Sonntagsmesse besuchte, das Fehlen des Spans auf. Er sprach Vater Hieronymus darauf an, und dieser lächelte entschuldigend: »Ich habe ihn Eurem Sohn mit auf den Weg gegeben – zu seinem Schutz. Ihr wisst ja um das Gesindel, das in den Wäldern haust.«

Die Räuberbanden, die entlang der Handelswege ihr Unwesen trieben, waren allerorts Anlass zur Sorge. Sorge bereitete Sigimund von Laurin an jenem Morgen aber vor allem der Umstand, dass Vater Hieronymus lächelte. Das hatte er seit Jahren nicht mehr getan.

Wenig später hatte er den Pinkepank instruiert und nach Cannstatt geschickt, um nach dem Rechten zu sehen.

Isenhart wartete im Stall auf den Burgherrn. Er hatte das Pferd seines Vaters zur Tränke geführt und anschließend mit Stroh abgerieben.

Er hörte Sigimund von Laurin, bevor er ihn sah. Die Sporen klinkten bei jedem Schritt. Als Sigimund in den Stall trat, fiel sein Blick sofort auf das zweite Pferd, das Isenhart gesattelt hatte.

Auch trug der junge Schmied ein Schwert umgeschnallt. Trotz der Sorge und Eile, die ihn antrieben, wusste Sigimund von Laurin diese Bereitschaft zu schätzen. Isenhart stammte aus dem Gesinde, er schuldete ihm nichts – ganz im Gegenteil –, aber diese Geste berührte etwas in seinem Inneren.

Sigimund schenkte Isenhart ein bedauerndes Lächeln und schüttelte den Kopf. Dann bestieg er sein Pferd und sprengte davon.

Isenhart rang mit sich, aber dann sprang er aufs Pferd und trabte zum Tor, um festzustellen, dass Walther von Ascisberg seine Gedanken erraten hatte und ihn dort abpasste. Mit sanfter Hand nahm er ihm die Zügel ab.

»Er ist allein«, brachte Isenhart besorgt hervor.

Von Ascisberg nickte in dieser unnachahmlichen Art. Niemals

schien er die Ruhe zu verlieren. »Allein ist er schneller. Wir beide wären nur Ballast.«

Also hatte Walther von Ascisberg dem Burgherrn ebenfalls seine Begleitung angeboten.

»Wir könnten ihm helfen.«

»Unser Herrgott muss ihm jetzt Stab und Stecken sein.«

Isenhart zögerte, aber dann gab er nach und stieg vom Pferd. Seine Reise ins Heilige Land hatte nach dreißig Fuß geendet.

Von Ascisberg hatte wieder einmal recht, wie Isenhart später erfuhr.

Sigimund von Laurin folgte ab Regensburg der Donau bis ins Herzogtum Österreich. Dort erfuhr er Ende Juni, dass das Heer der Kreuzfahrer sich bereits vervierfacht hatte. An die 100 000 Mann sollten unterwegs sein.

Konrad war entzückt.

Abertausende Männer ritten und marschierten gen Jerusalem, um die Stadt zurückzuerobern und Sultan Saladin seinerseits eine Lehre zu erteilen, die er nicht vergessen sollte. Wenn Gott einen Blick hinab nach Ungarn warf, so dachte Konrad, mussten seine Augen von unzähligen Ritterrüstungen geblendet sein, die den Sonnenschein reflektierten.

Und er war einer von ihnen.

Zu Tausenden verrichteten sie im Unterholz am Wegesrand ihre Notdurft; am vierten oder fünften Morgen streifte Konrad seine Scham darüber ab. Täglich erkundete die Vorhut das Gelände, denn obwohl König Béla III. von Ungarn dem Kaiser freies Geleit zugesichert hatte, wollte Barbarossa kein Risiko eingehen.

Ohne dessen gewahr zu werden, entvölkerten die Kreuzzügler die Gegenden, durch die sie zogen, denn Béla III. hatte die Versorgung des Heeres durch die ansässigen Fürsten und damit auf dem Rücken der dort lebenden Bauern versprochen. Pro Tag verzehrten die Durchziehenden 1500 Kilo Getreide, 1000 Schweine und ebenso viele Rinder. Bauern und kleine Fürstentümer wurden um ihre Existenz gebracht.

Ständig kam es wegen der Versorgungslage zu Engpässen, und man füllte die Lücken mit Beeren, Fallobst und Ziegenkäse. Die Versorgung mit Trinkwasser band sie zudem eng an den Verlauf von Flüssen und Bächen.

Das Heer erstreckte sich auf eine Marschlänge von einer Tagesreise – brach die Vorhut bei Morgendämmerung auf, erreichte die Nachhut gerade erst das Lager.

Konrads Augen schöpften aus dem Vollen. Prächtige Rüstungen und geschmückte Pferde, wohin er auch blickte. Die Grenzen zwischen hohem und niederem Adel verschmolzen beim abendlichen Feuer, sie alle einte eine einzige Mission: Jerusalem.

Das machte sie zu Brüdern, die einander mit Hilfsbereitschaft und Rücksicht begegneten. Das erste Mal hörte er nicht nur von dem christlichen Gedanken, sondern war von ihm durchdrungen. Es war die beste Zeit seines Lebens.

Und in Ungarn konnte er sogar einen Blick auf den Kaiser erhaschen.

Patrick von Cannstatt überragte ihn um eine halbe Kopfeslänge; der junge Mann war – im Gegensatz zum trägen Dolph von Grundauf – ein Draufgänger nach Konrads Geschmack. Gegen Abend brach er regelmäßig ins Umland auf, um wenig später zurückzukehren und ihr Abendmahl mit örtlichen Köstlichkeiten zu bereichern.

Konrad hatte seinen Vater um ein Pferd und eine komplette Ausrüstung geprellt – und er hatte ihn belogen. All das lastete schwerer auf ihm, als er zunächst vermutet hatte. Aber Dolph und Patrick sprachen ihm Mut zu. Von Vaterliebe war die Rede und von dem Stolz, den Sigimund von Laurin ganz sicher empfand. Das beruhigte Konrad zwar ein wenig, doch waren die aufmunternden Worte nicht dazu angetan, seine Zweifel gänzlich zu zerstreuen.

Die Burg Laurin wurde in Konrads Gedanken zu einer schönen, aber vagen Erinnerung, die mit jedem neuen Tagesanbruch mehr verblasste.

Im August überschritt das Heer die Grenze des Oströmischen Reiches. Kaiser Isaak II. Angelos, Herrscher über Konstantinopel,

hatte Friedrich Barbarossa vorab freies Geleit und Versorgung zugesichert.

Daran hielt er sich nicht. Isaak II. hatte in der Zwischenzeit ein Abkommen mit Saladin getroffen.

Am Morgen des 12. August erreichte die Vorhut der Vorhut, zu der Konrad mit Patrick und Dolph eingeteilt worden waren, mitten in der Thrakischen Ebene, während sie einem sandigen Handelsweg folgten, eine Kreuzung, neben der sich ein befestigtes Gebäude befand. Das Fundament und drei Fuß hoch aus Stein gemauert, darüber ein Aufbau aus massivem Holz. Davor warteten angebundene Pferde und stillten ihren Durst an der Tränke.

Die sieben Kuriere, Nobile aus Ungarn und dem Reich, die die Vorhut bis hierhin eskortiert hatte, sprengten davon auf ihren Schlachtrössern, ihre Wimpel wehten im Wind, die Rüstungen glitzerten in der Morgensonne. Die Hufe der Pferde erzeugten eine weithin sichtbare und eindrucksvolle Staubfahne, die sich über der Ebene immer weiter in den Himmel erhob.

Konrad sah ihnen nach, und als er Patrick von Cannstatt einen heimlichen Blick zuwarf, entdeckte er in dessen Augen den Wunsch, den er selbst verspürte: mit ihnen zu reiten.

Die Abordnung war auf Anordnung des Kaisers unterwegs. Seine Kuriere sollten in Windeseile den oströmischen Herrscher aufsuchen und ihm Barbarossas Unmut übermitteln. Und zwar ohne jede höfliche Zurückhaltung, so der Wortlaut des Befehls, den der erzürnte Kaiser ausgegeben hatte.

Die Höfe, die sie hungrig und auf Gastfreundschaft hoffend aufsuchten, waren verlassen. Die Brunnen vergiftet – und gottlob hatte das riesige Heer noch keinen einzigen Mann deswegen verloren. Der eine oder andere Bauer mochte so handeln, weil er um sein Gut fürchtete, um seine Frau, die Tochter, das Vieh; natürlich in der umgekehrten Reihenfolge, wie Patrick von Cannstatt mit einem Grinsen anmerkte.

Doch das plötzliche Umschlagen der Stimmung der oströmischen Bevölkerung, die ihnen anfangs so offen begegnet war, von Freund-

lichkeit in Heimtücke, mochte Kaiser Friedrich I. nicht dem Zufall zuschreiben. Wenn etwas in Masse geschah – und ohne Ausnahme –, geschah es auf Befehl, das war seine feste Überzeugung. Und nur ein Mann im ganzen Oströmischen Reich vereinte die Macht, die eine derartige Weisung zum Gesetz erheben konnte, das ausnahmslos befolgt wurde: Kaiser Isaak II.

»Und das«, erklärte ihnen Bero von Hept, ein Mann um die vierzig Lenze mit zotteligem Bart und ebensolchem Haar, »das ist kein gutes Zeichen.«

Von Hept leitete die Vorhut. Er selbst hatte sieben Ritter zu Pferde samt Rüstung und Bewaffnung in den Dienst des Kreuzzugs gestellt, die sie nun auch begleiteten. Alte Haudegen, gichtgeplagt und mit vernarbten Unterarmen, ebenso wie nassforschende Hitzköpfe, unruhig wie Rüden, wenn eine läufige Hündin ihr Terrain querte.

Dolph schlug die ganze Zeit um sich.

»Was machst du?«, fragte Patrick.

»Fliegen«, erwiderte Dolph voller Abscheu, »es gibt hier viel mehr davon als zu Hause.«

Sie saßen vor dem Gebäude ab. Mit einer Kopfbewegung bestimmte von Hept Konrad zu seinem Begleiter, mit dem er durch den Eingang trat und zunächst stoppte. Die Fensterläden waren bis auf einen verschlossen – und der ging gen Norden. Im Inneren des Hauses herrschte ein Halbdunkel, an das sich ihre Augen erst gewöhnen mussten, weshalb sie für Augenblicke verharren.

Gestalten marschierten umher, sie trugen Dinge mit sich, gehäufte Gegenstände auf ihren Armen und vor ihren Bäuchen. Sie luden sie in Kisten, die wiederum von anderen nach draußen und auf Karren geschafft wurden.

Konrad spürte, dass er sich nicht in Gefahr befand. Und deshalb gestattete er seinen Gedanken, ihm voranzueilen, voraus nach Aleppo und Akkon, voraus nach – Jerusalem. Mit schimmernder Rüstung sah er sich neben Gérard de Ridefort, der ihn in den Orden der ehrwürdigen Templer aufnahm.

Vielleicht würde aus ihm, Konrad von Laurin, ein berühmter Templer werden, wer weiß? Und möglicherweise war es ihm so-

gar gegeben, Sultan Saladin im Zweikampf zu begegnen – und zu schlagen!

Im Halbdunkel der Hütte verzog sein Mund sich bei diesem Gedanken zu einem zufriedenen Lächeln. Die Barden des Abendlandes würden ihm in ihren Liedern und Reimen die Unsterblichkeit bescheren, ja, er wäre bereits zu Lebzeiten eine Legende!

»Was gibt es zu grinsen?«, dröhnte eine Stimme quer durch den Raum.

Konrad zuckte ein wenig zusammen.

Die Frage hatte ein Mann an ihn gerichtet, der als Einziger im Raum saß, während seine Untergebenen alles aus dem Zimmer forttrugen. Er thronte hinter einem Tisch und kritzelte Zahlen auf ein Pergament. Sein Haar war strähinig und kurz und schwarz. Seine Nase dominierte das Gesicht, das dem eines Habichts glich.

Er hieß Samuel, erfuhren sie, Offizier des oströmischen Heeres, Logothet des Kurierdienstes, des *dromos*, der sich wie ein mal weit- und dann wieder engmaschiges Netz über das gesamte Reich erstreckte.

»Wir benötigen Unterkunft«, ließ Bero ihn wissen.

»Gebt mir, wie lange eine Heuschrecke braucht, um vier Pferde abzuschreiten«, bat er sich aus, »dann gehört Euch dieses Quartier.«

Konrad hatte keinen Schimmer, was eine Heuschrecke sein sollte. Er blickte zu Bero von Hept, der nicht so aussah, als würde seine überlegene Lebenserfahrung ihm in die Karten spielen. Ganz offensichtlich aber hatten sie sich auf keine längere Wartezeit einzustellen.

»Die Brunnen in der Gegend sind vergiftet«, stellte Konrad fest.

Samuel blickte auf und musterte ihn kurz. Lächelte dann. Und tauschte ein paar Worte in einer dem jungen Laurin unbekanntem Sprache mit seinem Adjutanten.

»Das ist Arabisch«, flüsterte Bero.

»Nein«, widersprach Samuel, der offensichtlich über ein tadellooses Gehör verfügte und sich nun von seinem Platz am Tisch erhob, »das ist Griechisch, unsere Sprache. Die Worte unserer Väter.«

Er trat vor die beiden. Und wie Konrad feststellte, war seine Miene dabei frei von Angst.

»Ihr sprecht die Alte Sprache?«, erkundigte Bero von Hept sich erstaunt.

Samuel nickte: »Wir sind *Romanoi*. Oströmer. Und Griechisch ist unsere Sprache. Und«, fügte er hinzu, »es ist kein Wunder, dass die Bauern die Brunnen vergiften – Euer Marsch zerstört ihr Lebenswerk.«

»So viele Brunnen? Gleichzeitig?«

»Ihr seid ein kluger Mann«, ließ Samuel Hept wissen, »aber bedenkt: Wenn es das Oströmische Reich nicht gäbe, grenzte das Abend- an das Morgenland. Jede Seite könnte über Nacht die andere überfallen und in ihr Gebiet einmarschieren. Jetzt aber müssen sie hier durch. Und ganz gleich, was in Outremer geschieht, ob Ihr siegt oder geschlagen werdet, wir werden weiterhin mit Saladin oder seinem Nachfolger Haus an Haus wohnen und Tür an Tür. Euch das freie Geleit zu gewähren, wird uns schwächen. Dazu sind wir bereit. Aber zu mehr nicht.«

Ohne eine Antwort abzuwarten, verließ Samuel das Quartier. Und er verließ es als letzter Mann, wie Bero und Konrad leicherdings feststellten, da ihre Augen sich nun an das Halbdunkel gewöhnt hatten.

»Geschützt gegen Wind und Regen«, stellte Bero mit einem Rundblick fest. Konrad von Laurin pflichtete ihm mit einem Nicken bei. Hatten Regen und Wind ihn früher gestört, hatte er sich einfach ins Innere der Burg begeben. Von einer Reihe dieser scheinbaren Selbstverständlichkeiten hatte Konrad seit seinem Aufbruch Abschied nehmen müssen, weshalb er ein Dach über dem Kopf wieder zu schätzen gelernt hatte.

Noch am Nachmittag kundschafteten sie das Gebiet aus und entdeckten einen sicheren Zugang zu einem Flusslauf, der sie und das in zwei Tagen eintreffende Hauptheer von einer Frischwasserversorgung durch Brunnen entband.

Als Barbarossa eintraf, waren seine Kuriere immer noch nicht zurückgekehrt. Aber Konrad wusste, wie eine Heuschrecke aussieht.

Zu diesem Zeitpunkt erlangte Patrick von Cannstatt traurige Berühmtheit. Er war auf christlicher Seite der erste Ritter, der fiel. Sie fanden ihn im Schatten eines Olivenhains. Er lag dort, als hätte der Schlaf ihn jäh übermannt. Auf dem Rücken und alle viere von sich gestreckt.

An den Hain grenzte ein Hühnerstall, dessen Tür sich im warmen Wind wiegte und knarrte. Patrick von Cannstatt hatte sie aufgebrochen, um an das Federvieh heranzukommen. Und jemand hatte ihm den Schädel eingeschlagen, um das zu verhindern.

Als sie seine sterbliche Hülle beisetzten, lagen nur noch sieben Tagesreisen zwischen Sigimund von Laurin und seinem Sohn.

Abgesehen von der Sorge um den Burgherrn und seinen Stammhalter war der Beginn des dritten Kreuzzugs das Beste, was Anna und Isenhart passieren konnte.

Innerhalb der Burgmauern beachteten sie sich kaum, und wenn ihre Blicke sich doch einmal trafen, legten sie demonstratives Desinteresse an den Tag. Ein Lächeln, eine flüchtige Berührung im Vorbeigehen, mehr wagten sie nicht.

»Anna ist hübsch«, meinte Henrick einmal, während sie in den Weinbergen standen, die dem Haus Laurin gehörten.

»Ach ja?«, fragte Isenhart so beiläufig wie möglich. Er meinte, ein Lächeln über das Gesicht seines Bruders huschen zu sehen.

»Ja«, stellte Henrick fest.

Er und Isenhart halfen bei der Weinernte aus. Es war Ende August, der heiße Sommer hatte die Beeren frühzeitig reifen lassen.

Zwar benötigte Chlodio seinen Sohn üblicherweise in der Schmiede, aber bei der Weinernte waren stets alle vonnöten. So kam es, dass Isenhart Seite an Seite mit Henrick damit beschäftigt war, die Trauben abzuschneiden und in einen hölzernen Eimer zu füllen.

Die Trauben mussten verarbeitet werden, bevor sie verdorrten, selbst Anna und Sophia waren von ihrer Mutter dazu angehalten worden. Sie wunderte sich zwar, dass Anna im Gegensatz zu früheren Jahren nicht dagegen aufbegehrte, indem sie auf ihre adlige